

Die  
Sprachreinigung und ihre Gegner.

---

Eine Erwiderung auf die Angriffe

von

Gildemeister, Grimm, Rümelin und Delbrück.

---

Festschrift

zur Begrüßung der

1. Hauptversammlung des allgemeinen deutschen Sprachvereins

in Dresden am 8. und 9. Oktober 1887

von

Hermann Dunger.

Ling.  
406

---

Dresden 1887.

Druck und Verlag der Albanus'schen Buchdruckerei Christian Teich.

+4035 198 01

✓

Die  
Sprachreinigung und ihre Gegner.

---

Eine Erwiderung auf die Angriffe

von

Gildemeister, Grimm, Rümelin und Delbrück.

---

Festschrift

zur Begrüßung der

1. Hauptversammlung des allgemeinen deutschen Sprachvereins

in Dresden am 8. und 9. Oktober 1887

von

Hermann Dungey.

---

Dresden 1887.

Druck und Verlag der Albanus'schen Buchdruckerei Christian Teich.

Ling 406.  
z

Landes- u. Stadt-  
Bibliothek  
Düsseldorf

04.1248.

## Inhalt.

I. Einleitung. Streben nach Sprachreinigung in der Gegenwart. Der allgemeine deutsche Sprachverein . . . . .	S. 1
II. Gegner der Sprachreinigung. Gildemeister . . . . .	9
III. Herman Grimm . . . . .	19
IV. Gustav Rümelin . . . . .	26
V. Hans Delbrück . . . . .	40
VI. Gründe gegen und für Sprachreinigung . . . . .	44
VII. Zugeständnisse unserer Gegner. Zahl der Fremdwörter . . . . .	45
VIII. Vergleichung mit andern Völkern. Fremdwörterbücher. Spott der Ausländer über unsere Wortmengerei . . . . .	47
IX. Geschichtliche Entwicklung des Fremdwörterwesens . . . . .	51
X. Armut oder Reichtum der deutschen Sprache? Deutsch denken! Bildungsfähigkeit unserer Sprache. Neubildungen . . . . .	59
XI. Fremdwörter zu vermeiden aus Rücksicht auf den guten Geschmack, auf Klarheit, Verständlichkeit, Sprachrichtigkeit . . . . .	66
XII. Der Kampf gegen die Fremdwörter eine nationale Pflicht . . . . .	74

---

# Inhalt

I. Einleitung	1
II. Die Entwicklung der Sprache	10
III. Die Lautlehre	25
IV. Die Wortbildung	45
V. Die Satzlehre	65
VI. Die Stilistik	85
VII. Die Rhetorik	105
VIII. Die Poetik	125
IX. Die Dramatik	145
X. Die Geschichte der Literatur	165
XI. Die Kritik	185
XII. Die Pädagogik	205
XIII. Die Philosophie	225
XIV. Die Ethik	245
XV. Die Psychologie	265
XVI. Die Physiologie	285
XVII. Die Pathologie	305
XVIII. Die Pharmakologie	325
XIX. Die Hygiene	345
XX. Die Medizin	365
XXI. Die Chirurgie	385
XXII. Die Zahnheilkunde	405
XXIII. Die Augenheilkunde	425
XXIV. Die Ohrenheilkunde	445
XXV. Die Hals-, Nasen- und Ohrenheilkunde	465
XXVI. Die Haut- und Geschlechtskrankheiten	485
XXVII. Die Kinderheilkunde	505
XXVIII. Die Frauenheilkunde	525
XXIX. Die Geburtshilfe	545
XXX. Die Veterinärmedizin	565

## I.

# Einleitung.

## Streben nach Sprachreinigung in der Gegenwart.

### Der allgemeine deutsche Sprachverein.

**D**ie Pflege der Muttersprache hängt innig zusammen mit der Liebe zum Vaterlande. Jedes Volk, welches von einem lebendigen Stammesbewußtsein durchdrungen ist, liebt seine Sprache und wacht eifersüchtig über ihre Ehre. Gleichgültigkeit gegen die Muttersprache oder gar Verachtung derselben ist nur möglich, wenn ein Volk sich selbst vergiftet. Dies war in Deutschland im 17. und 18. Jahrhunderte der Fall, als das deutsche Volk vor dem französischen Götzen auf den Knien lag. Jener Zeit der tiefsten Schmach für unser Volk, der politischen und geistigen Ohnmacht, der wirtschaftlichen Verarmung haben wir hauptsächlich die Überflutung unserer Sprache mit entbehrlichen ausländischen Wörtern zu verdanken. Damals war die deutsche Sprache wie das Deutschtum überhaupt verachtet, mit Füßen getreten; die leitenden Kreise hatten sich von ihr abgewandt: die Gelehrten bedienten sich in ihren Vorträgen und Schriften der lateinischen Sprache oder mischten wenigstens, wenn sie deutsch schrieben, möglichst viele lateinische und griechische Wörter in ihre Sprache, um der gemeinen Redeweise einigen Glanz zu verleihen. Die Umgangssprache der vornehmen Stände war das französische; deutsch sprach man fast nur mit den Dienstboten. Die mittleren Schichten der Bevölkerung suchten es diesen Vorbildern nach Möglichkeit nachzuthun. Als in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts das Selbstgefühl der Deutschen sich etwas hob, dank den Kriegsthaten Friedrichs des Großen, dank den Geisteserschöpfungen unserer großen Klassiker, da erwachte auch wieder die Liebe zur deutschen Sprache, da verlangte man Beseitigung der fremden Schmarotzer, die sich in Unzahl auf dem Baume der deutschen Sprache festgesetzt hatten und an seinem Marke zehrten. Und noch lebhafter wurde dieses Verlangen nach Reinigung der Sprache in der Zeit der vaterländischen Erhebung gegen das fremde Joch zu Anfang unseres Jahrhunderts. Aber der kühne, stolze Aufflug des deutschen Aares in den Freiheits-

kriegen ermattete gar bald. In der Zeit der Abspannung, die auf jene großen Tage folgte, erlahmte der deutsche Gedanke und mit ihm der Eifer für die Muttersprache. Einen neuen Anlauf zeigten die Jahre 1848 und 1849, aber dem vielverheißenden Anfange folgte kein entsprechender Fortgang. Als jedoch die lang ersehnte nationale Einigung endlich zur Wirklichkeit wurde, als auf dem Boden Frankreichs der deutsche Kaiserthron glänzender als je wieder aufgerichtet wurde, da erhob sich auch sofort wieder der Ruf nach Säuberung unserer Sprache von dem entbehrlichen fremden Glitterkram, und je mehr seit dieser Zeit mit der wachsenden Macht unseres Vaterlandes auch das Selbstbewußtsein des Deutschen erstarkte, um so nachhaltiger wurde diese Bewegung. Während früher immer nur einzelne Männer voll Begeisterung für ihr Volkstum die Rechte der Muttersprache verfochten, finden jetzt diese Bestrebungen in den breiteren Volksschichten begeisterten Anklang. Ja man darf geradezu von einer Änderung der öffentlichen Meinung sprechen.

Es gilt jetzt nicht mehr, wie früher, als Beweis feinerer Bildung, wenn jemand mit Vorliebe Fremdwörter gebraucht, weit eher sieht man darin ein Zeichen von Halbbildung, die ihre innere Hohlheit unter einer schillernden Außendecke verbergen möchte. Und, was besonders wichtig ist, auch die leitenden Kreise haben sich dieser nationalen Bewegung angeschlossen. Es bleibt ein unverwelkliches Ruhmesblatt in dem Ehrenbuche unseres Postwesens, daß in diesem Fache zum ersten Male eine durchgreifende Säuberung der Sprache von allen entbehrlichen Fremdwörtern durchgeführt wurde. Dieses Vorgehen, welchem übrigens laut einem in dem Deutschen Sprachwart (Bd. 9 S. 254) veröffentlichten Briefe Stephans ein ausdrücklicher Befehl unseres großen Reichskanzlers zu Grunde lag, wurde von der größten Bedeutung. Stephan zeigte durch die That, daß eine maßvolle Sprachreinigung recht gut durchführbar ist, wenn man nur will. So sehr auch anfangs die Anhänger der alten Topfsprache dagegen schrien, — in kurzer Frist hatten sich die neuen Postverdeutschungen eingebürgert, allen bösen Voraussetzungen zum Troste: wer denkt jetzt noch an Postrestante-Briefe, an recommandierte Sendungen, an Expres-Bestellung? „Postlagernde“ Briefe, „eingeschriebene“ Sendungen, Bestellung „durch Eilboten“ sind überraschend schnell in den allgemeinen Sprachgebrauch übergegangen: es ist eben Fleisch von unserem Fleische! Dem Beispiele der Post folgte man bald in anderen Zweigen des öffentlichen Lebens nach. Vor allem ist hier der Neuordnung der Rechtspflege in Deutschland durch die großen Reichsgesetze zu gedenken, durch welche viele Hunderte von Fremdwörtern aus ihrem früheren Besitzstande verdrängt worden sind. Während vorher die Sprache des Rechts mehr lateinisch als deutsch war, ist jetzt endlich im deutschen Rechte auch die deutsche Sprache zu ihrem Rechte gekommen. Auch auf einem anderen Gebiete, das früher völlig unter dem Banne des Auslandes stand, in der Heeresprache sind hoch erfreuliche Anfänge zur Besserung gemacht worden. In den von dem großen Generalstabe herausgegebenen kriegswissenschaftlichen Werken sind früher übliche Fremdausdrücke je länger je mehr durch deutsche ersetzt



worden. Das „Ballondepartement“ ist in eine „Luftschifferabteilung“, die „Waffenreparaturinstruktion“ in „Vorschriften über die Instandhaltung der Waffen“ verwandelt worden. Im Militärstrafgesetzbuch, in der Verordnung über die Ehrengerichte, sowie in anderen neueren Dienstvorschriften ist eine große Anzahl von Verdeutschungen auch dienstlich eingeführt worden, so noch vor kurzem durch die Schießvorschrift vom 22. Februar 1887 und die Felddienstordnung vom 23. Mai 1887, in welcher letzterer allein gegen 120 Fremdwörter mit deutschen vertauscht worden sind (vgl. Militär-Wochenblatt v. J. 1887 Nr. 55). Zahlreiche Verdeutschungen sind im Eisenbahnwesen namentlich durch den preussischen Minister Maybach bereits eingeführt worden und werden voraussichtlich in nächster Zeit in noch weit größerer Ausdehnung eingeführt werden, nachdem auf der letzten Versammlung des Vereins deutscher Eisenbahnverwaltungen, welchem auch die österreichischen, rumänischen und niederländischen Eisenbahnen angehören, auf Antrag des Regierungs- und Baurats Rüppel der Beschluß gefaßt worden ist, die zahlreichen Dienstvorschriften und sonstige Schriftstücke des Vereins von entbehrlichen Fremdwörtern zu säubern. Umfassende Vorarbeiten für diesen Zweck sind bereits im Gange; wenn nicht alles trügt, so wird binnen kurzem hinsichtlich der Sprachreinheit die Eisenbahn hinter ihrer älteren Schwester, der Post, nicht zurückstehen. Die preussische Staatsschuldenverwaltung hat vor nicht langer Zeit auf den Staatsschuldscheinen Serie verwandelt in „Reihe“, Coupon in „Zinschein“, Talon in „Anweisung zur Erhebung der Zinscheine“, wofür man in Sachsen kürzer „Zinsleiste“ sagt. In mehreren deutschen Staaten sind die Behörden, namentlich die mit dem Volke in unmittelbarer Beziehung stehenden, von den Regierungen ausdrücklich angewiesen worden, sich der Fremdwörter möglichst zu enthalten. Bei der Grundsteinlegung des neuen Reichstagsgebäudes wurde eine Urkunde in den Grundstein versenkt, welche trotz ihres Umfangs doch kein einziges Fremdwort enthält.

Dem Beispiele der Staatsbehörden folgen auch vielfach die Stadtverwaltungen. So hat z. B. der Stadtrat zu Dresden der Tramway-Company of Germany limited nur unter der Bedingung das Recht zur Übernahme der dortigen Pferdebahnen erteilt, daß die Gesellschaft im öffentlichen Verkehr den deutschen Namen „Dresdner Straßenbahnen“ annehme und diesen Namen nicht ohne Zustimmung des Stadtrates ändere. Im Dresdner Stadtkrankenhaus heißt es im amtlichen Verkehr nicht mehr Desinfection, sondern „Entseuchung“ und ein neugebauter Isolier-Pavillon hat von vornherein den Namen „Absonderungshaus“ erhalten. In Elberfeld wurde der Antrag, daß die städtische Armenverwaltung die in der Geschäftssprache noch üblichen Fremdwörter durch allgemein verständliche deutsche Ausdrücke ersetzen möge, einstimmig angenommen.

Daß auch im gewöhnlichen Leben das Bestreben, unnötige Fremdwörter zu beseitigen, mehr und mehr sich Bahn bricht, davon geben uns die Zeitungen fast wöchentlich Kunde. Da lesen wir, wie der Bund der Velocipedisten sich in einen deutschen Radfahrerbund verwandelt und seine Bicycles

und Tricycles mit „Zweirädern“ und „Dreirädern“ vertauscht, wie Vereine bei Änderung ihrer „Statuten“ neue „Satzungen“ einführen, aus denen die Fremdwörter gestrichen sind, wie bei Ballfestlichkeiten nach deutschen Tanzkarten getanzt wird, wie bei Festessen deutsche Speisekarten aufgelegt werden. Die Hauptversammlung des Börsenvereins deutscher Buchhändler empfiehlt den Berufsgenossen, entbehrliche Fremdwörter im Geschäftsverkehr des deutschen Buchhandels thunlichst zu vermeiden. Der deutsche Architekten- und Ingenieurverein einigt sich, an Stelle der fremden, im Gebrauche teilweise schwankenden Ausdrücke: Souterrain, Parterre, Entre-sol, Etage, Mansarde die deutschen Wörter „Kellergeschoß, Erdgeschoß, Zwischen- oder Halbgeschoß, Obergeschoß, Dachgeschoß“ treten zu lassen. Die deutschen Gastwirte beschließen auf ihrem Vereinstage, Fremdwörter aus ihrem Gewerbe möglichst zu verbannen. \*) Mehrere Lehrerversammlungen treten mit voller Entschiedenheit für die Rechte der deutschen Sprache ein. Der 9. Deutsche Turntag in Coburg empfiehlt allen Vereinsvorständen, Turnwarten und Schriftführern in der Befehlsweise, sowie bei allen Bekanntmachungen und Besprechungen turnerischer Angelegenheiten, unter Ausschluß der Fremdwörter sich deutscher Ausdrücke zu bedienen und ersucht die Schriftleitung der deutschen Turnzeitungen, nach Möglichkeit darüber zu wachen, daß in den Zeitungen Fremdwörter ferngehalten werden. Auf der großen, im Frühling dieses Jahres in Dresden abgehaltenen Gartenbau-Ausstellung gab es nicht Passepartouts, sondern „Dauerkarten“, nicht Diplome und Medaillen, sondern „Ehrenzeugnisse“ und „Preismünzen“, nicht ein Geschäfts-Bureau, sondern ein „Geschäftsamt“, statt species, varietas, variatio hieß es „Pflanzenart, Pflanzenabart, Pflanzenspielart“; Conserven hießen „eingelegte Früchte“, Blumen-Arrangements hießen „Blumen-Anordnungen“, Jardinières „Blumenschalen“, Bouquets „Blumensträuße“, Solitair-Bäume „Einzelbäume“, Allee-Bäume „Straßenbäume“ u. s. w. Auch die Jahresberichte und Stundenpläne der Schulen weisen vielfach das Streben nach Sprachreinheit in erfreulicher Weise auf.

Ebenso kam man in der Wissenschaft das Wehen des neuen Geistes schon mannigfach verspüren. Der maßlose Gebrauch von Fremdwörtern ist seltener geworden, es wird mehr Sorgfalt auf schöne Form der Darstellung verwendet, und mehr als früher wird Nachlässigkeit in dieser Beziehung bei der Beurteilung wissenschaftlicher Werke gerügt. So hat z. B. Ernst Dümmler in der vor kurzem erschienenen zweiten Auflage seines ausgezeichneten Werkes über die Geschichte des Ostfränkischen Reiches, wie er selbst in der Vorrede erklärt, sich bestrebt, den Stil von allen entbehrlichen Fremdwörtern möglichst zu

\*) Zur Unterstützung dieses Bestrebens ist von dem Dresdner Zweigverein des Allgem. Deutschen Sprachvereins in Verbindung mit dem Dresdner Gastwirtverein und dem Verein Dresdner Köche ein Schriftchen bearbeitet worden „Verdeutschung der Speisekarte, sowie der hauptsächlichsten in der Küche und im Gastwirtsgewerbe vorkommenden entbehrlichen Fremdwörter“ (Dresden, Albanus'sche Druckerei 1886, Preis 25 Pf.), welches schon weite Verbreitung gefunden hat.

reinigen, „wie es die Pflicht jedes vaterlandsliebenden Schriftstellers erheischt“. Und schon im Jahre 1862 hat der gefeierte Kenner des römischen Rechtes, Windscheid, in der Vorrede zu seinem Pandektenrecht erklärt, daß er sich „bemüht habe, möglichst deutsch zu reden im Ausdrucke und in der Sache“, daß er „sich nicht der Ansicht derjenigen anschließe, welche in der Festhaltung der römischen Terminologie auch für das heutige Recht kein Übel oder wohl gar einen Vorzug sehen . . ., jedenfalls sollen unsere Gesetzbücher deutsch reden“.

Die Herausgeber von Zeitschriften und Zeitungen richten an ihre Mitarbeiter und Berichterstatter die Bitte, sich nach Kräften unnötiger Fremdwörter zu enthalten; und in der That ist mir von berufsmäßigen Zeitungslesern versichert worden, daß in der letzten Zeit eine Abnahme des Fremdwörter-Unwesens in der Zeitungssprache zu beobachten sei. Ganz besonders zeichnen sich durch ihren Eifer um Reinheit der Sprache aus: das Daheim, das von Kock geleitete Deutsche Litteraturblatt, die von Lammers herausgegebene Zeitschrift Nordwest, die Kölnische Zeitung, die Tägliche Rundschau, die Münchener Allgemeine Zeitung, die Badische Landeszeitung. Unzählige größere und kleinere Aufsätze über die Fremdwörter sind in Zeitungen und wissenschaftlichen Zeitschriften veröffentlicht worden, auch eine große Anzahl selbständiger Schriften, darunter nicht weniger als 8 Verdeutschungswörterbücher.\*)

Daß dieses in allen Kreisen unseres Volkes hervortretende Streben bis in die höchsten Kreise hinaufreicht, zeigt das Beispiel unseres erhabenen Kaisers, der bei feierlichen Veranlassungen in seinen öffentlichen Kundgebungen sich stets einer reindeutschen, fremdwörterfreien Sprache bedient (vgl. Sarrazin, Beiträge zur Fremdwortfrage S. 55 f.). Und dasselbe Lob ist dem deutschen Kronprinzen zu spenden, welcher z. B. in seiner Rede bei der Einweihung des Museums für Völkerkunde kein einziges Fremdwort gebrauchte außer den amtlichen Ausdrücken Majestät, Museum, Marine und den eingebürgerten Lehnwörtern Privatkreise, Interessen, Studien. Auch die Umwandlung des Namens „Ethnologisches Museum“ in „Museum für Völkerkunde“ soll einem von hoher Stelle kundgegebenen Wunsche zu danken sein.

So sehen wir, wie dank der nationalen Wiedergeburt unseres Vaterlandes auch auf dem Gebiete der deutschen Sprache sich allenthalben ein frisches, fröhliches Leben regt, welches uns das Beste von der Zukunft hoffen läßt.

\*) Nach der Zeit des Erscheinens geordnet sind es folgende: Mein Wörterbuch von Verdeutschungen entbehrlicher Fremdwörter mit besonderer Berücksichtigung der von dem Großen Generalstab, im Postwesen und in der Reichsgesetzgebung angenommenen Verdeutschungen. Mit einer einleitenden Abhandlung über Fremdwörter und Sprachreinigung, Leipzig, Teubner 1882. Daniel Sanders, Verdeutschungswörterbuch, Leipzig, Wigand 1884. Otto Sarrazin, Verdeutschungswörterbuch, Berlin, Ernst und Korn 1886. Adolf Reinecke, Verdeutschungswörterbuch für den deutschen Buchhandel, Berlin 1886. Verdeutschung der Speise-Karte, Dresden, Albanus'sche Buchdruckerei 1886. H. von Pfister, Verdeutschungswörterbuch für das deutsche Wehrtum, Berlin 1887. Schreibt Deutsch! Verdeutschungswörterbuch für Unterofficiere, Dresden 1887 (ohne Nennung des Verfassers). C. Blasendorff, Verdeutschungswörterbuch für Schule und Haus, Berlin, Weidmann 1887.

Alle diese hochehrfurchtlichen Bestrebungen haben jetzt einen einigenden Mittelpunkt gefunden in dem allgemeinen deutschen Sprachverein. Im August des Jahres 1885 erließ der durch seine trefflichen kunsthistorischen Arbeiten bekannte Prof. Dr. Hermann Riegel, Vorstand des Museums zu Braunschweig, der schon im Jahre 1883 sein „Hauptstück von unserer Muttersprache“ als einen „Mahnruf an alle nationalgesinnten Deutschen“ herausgegeben hatte, im Verein mit einer Anzahl angesehenen Männer aus allen Teilen Deutschlands einen Aufruf zur Begründung eines Vereins, der es sich zur Aufgabe machen sollte, „die Reinigung der Sprache von fremden Bestandteilen zu fördern, den echten Geist und das eigentümliche Wesen der deutschen Sprache zu pflegen und dadurch das nationale Bewußtsein im deutschen Volke zu kräftigen.“ Zur Erläuterung seines Vorhabens veröffentlichte Riegel gleichzeitig eine Flugschrift: „Der allgemeine deutsche Sprachverein, als Ergänzung seiner Schrift „Ein Hauptstück —“ (Heilbronn 1885). Der neue Verein sollte in Berlin seinen Sitz haben, Zweigvereine sollten in allen Teilen Deutschlands gebildet werden, um die Bestrebungen des Sprachvereins ins Volk zu tragen und Einfluß auf die Zeitungen, die Ortsbehörden und sonstige maßgebende Kreise ihrer Gegend zu gewinnen. Der Gesamtverein sollte die Aufgabe haben, auf die sprachlichen Kundgebungen in allen Gebieten des öffentlichen Lebens einzuwirken, indem er eine Art Überwachung der Sprache ausübe, das Tadelnswerte kennzeichne und geeignete Vorschläge zur Abstellung der Übelstände mache; er sollte Preisaufgaben ausschreiben, durch deren Lösung die Vereinszwecke gefördert werden, und Schriftsteller, die sich durch Reinheit und Adel der Sprache auszeichnen, durch angemessene öffentliche Auszeichnungen ehren.

Daß die Begründung eines derartigen Vereines so zu sagen in der Luft lag, bewies die Aufnahme dieses Aufrufes. Überall wurde der Gedanke Riegels mit Begeisterung ergriffen, die Freunde der Sprachreinigung scharten sich einmütig unter dem Banner des Sprachvereins zusammen, und obgleich der Verein erst seit einem Jahre thatsächlich besteht, nachdem er einen Vorstand von 30 Mitgliedern\*) gewählt hat, gehören ihm doch schon über 80 Zweigvereine in allen Teilen Deutschlands und Oesterreichs an, darunter 2 in Italien, und die Mitgliederzahl beläuft sich gegenwärtig bereits auf 4000—5000. Die Ver-

\*) In dem im Sommer 1886 gewählten ersten Vorstande gehören der bekannte Staatsmann Rudolf von Bennigsen, die Dichter Bodenstedt und Hans Herrig, die Schriftsteller Trojan, v. Leigner, Lammers, die Germanisten Rud. Hildebrand, Dan. Sanders, B. Suphan, die Gymnasialdirektoren Franz Kern und S. Wägholdt in Berlin, H. Keck in Husum, Rektor Dr. Pressel in Heilbronn, Direktor Prof. Gallenkamp in Berlin, Geh. Rat Prof. Dr. v. Esmarch in Kiel, Geh. Rat Prof. Dr. Waldeyer in Berlin, Sanitätsrat Dr. Schlemm in Berlin, Geheimrat Häpe in Dresden, Regierungs- und Schulrat Schieffer in Aachen, Regierungs- und Baurat Sarrazin in Berlin, Prof. Jansen in Kiel, Geh. Rat Prof. Lannhardt in Hannover, Bibliothekar Dr. Lohmeyer in Kassel, Oberlehrer Dr. Saalfeld in Blankenburg, Banquier Engelhard in Berlin, Oberlandesgerichtsrat Keller in Kolmar i. E., Rechtsanwalt Dr. Stingl in Krems, Generalmajor von Lattre in Berlin, der Verfasser, und als 1. Vorsitzender Herm. Riegel.

bindung der Zweigvereine unter sich und mit der Leitung des Gesamtvereins vermittelt die Zeitschrift des allgemeinen deutschen Sprachvereins, herausgegeben von Hermann Kiegel, welche allmonatlich mit Ausnahme des Juli und August erscheint und allen Vereinsmitgliedern unentgeltlich zugesandt wird. \*) Dieselbe enthält außer kürzeren Mitteilungen über die Vereinsangelegenheiten und die Sprachreinigungs-Bewegung namentlich auch gemeinverständliche Aufsätze über allgemein anziehende sprachliche Fragen, und soll so den Freunden der Muttersprache immer neue Anregung bieten. \*\*)

Daß der Verein allenthalben so freundlich willkommen geheißen wurde, hat er vor allem der weisen Maßhaltung zu danken, die er auf seine Fahne geschrieben hat. Nicht alles Fremde soll ausgerottet werden, wie dies früher in übertriebenem Eifer von den Sprachreinigern verlangt worden ist, sondern der Grundsatz des Vereines lautet: Kein Fremdwort für das, was gut deutsch ausgedrückt werden kann! Nur gegen die entbehrlichen Fremdwörter richtet sich der Kampf des Sprachvereins, nur gegen solche fremde Ausdrücke, für welche in unserer Sprache voller Ersatz vorhanden ist. Und wie die unentbehrlichen Fremdwörter durchaus geschont werden sollen, so auch die sogenannten Lehnwörter, d. h. diejenigen aus fremden Sprachen zu uns gekommenen Ausdrücke, welche durch Anpassung ihrer Form an die deutsche Sprache sich das Heimatsrecht in unserer Sprache erworben haben, wie z. B. Kaiser (Caesar), Kette (lat. catena), Mauer (lat. murus), Dutzend (franz. douzaine), Meile (lat. milia), Pfarre (parochia aus griech. paroikia), Pflaster (griech. emplastron), Pfütze (lat. puteus), Dolch (slaw. tulich), Trichter (lat. traiectorium), Tinte (lat. tineta nämlich aqua), Turm (lat. turris), Trumpf (lat. triumphus), Zins (lat. census), Zettel (lat. schedula), Jubel (lat. iubilum, aber Jubeljahr

\*) Trotzdem beträgt der jährliche Beitrag nur 3 Mark. Beitrittserklärungen aus solchen Orten, in welchen noch kein Zweigverein besteht, nimmt der Vorsitzende des Gesamtvereins, Museumsdirektor Prof. Dr. Kiegel in Braunschweig entgegen.

\*\*) Aus den bisher erschienenen Nummern seien beispielsweise folgende Aufsätze genannt: Welche Fremdwörter sind nicht zu bekämpfen? — Gelehrten-Deutsch. — Ein Vorläufer (K. Rückstuhl). — Nation — national. — Schmidt-Weißensfels. — Rudolf Hildebrand und der allgemeine deutsche Sprachverein. — Mundartliche Sprachjudesei in Niederösterreich. — Die Speisekarte. — Herder über Sprachmengerei und Ausländererei. — Ein Wort Börmes. — Franzosentum am Rheine. — Die Fremdwörter in den deutschen Reichsgesetzen. — Verdeutschungen. — Zeitungsdeutsch. — Sauce, Salze, Tünke. — Unsere Geschäftschilder. — Herder über eine Akademie der deutschen Sprache. — Das Neujahrslied des „Deutschen Voten“. — „Jenseits des Rheines“. — Das Briefpapier im Dienste des allgemeinen deutschen Sprachvereins. — Ernst Eckstein. — Die Entdeutschung der Namen. — Frau oder Dame. — F. L. Jahns Stellung zur deutschen Wortbildnererei. — Der allgemeine deutsche Sprachverein und die deutschen Mütter. — Unsere Zeitschrift. — Vom deutschen Ehrgefühl. — Eine neue Kapuzinerpredigt. — Die Erneuerung der deutschen Sprache und das altdeutsche Schrifttum. — Fremdwörter in den Jugendschriften. — Einige grammatische Fragen. — Nachtreter und Nachbeter Rümelins. — Reindeutsch und Rechtsdeutsch. — Klarheit in gesetzlichen Vorschriften. — Sprachgebrauch und Grammatik. — Französischer Spott. — Dazu kommen noch zahlreiche kleine Mitteilungen, eine reichhaltige Zeitschau und Bücherbesprechungen.

aus hebr. jöbêl), bunt (lat. punctus), fein (franz. fin), rund (franz. rond), sicher (lat. securus), impfen (lat. imputare), ordnen (lat. ordinare), verdammen (lat. damnare), proben und prüfen (lat. probare, letzteres durch Vermittelung des franz. prouver), umzingeln (lat.ingere). (Näheres darüber in der Zeitschrift des Allg. D. Sp. V. Nr. 4, S. 49 ff. und in meinem Wörterbuche von Verdeutschungen S. 4 f.) Solche deutschgewordene Fremdausdrücke sind als eine schätzbare, wertvolle Bereicherung unserer Sprache zu betrachten.

Für die Heißsporne der Sprachreinigung ist also keine Stätte im Sprachverein. Dies ist von vornherein nachdrücklich betont und zu verschiedenen Malen mit voller Bestimmtheit wiederholt worden. Die Geschichte der Sprachreinigung hat gezeigt, daß allzugroßer Eifer der guten Sache nur schadet, daß Übertreibungen dem Fluche der Lächerlichkeit verfallen. Sicherlich ist ein guter Teil des Erfolgs, welchen der deutsche Sprachverein im deutschen Volke gehabt hat, diesem maßvollen, besonnenen Vorgehen zuzuschreiben, nicht minder aber auch dem Bestreben des Vereins neben dem Kampfe gegen die entbehrlichen Fremdwörter überhaupt darauf hinzuwirken, daß der Pflege der Muttersprache größere Aufmerksamkeit in unserem Volke zugewandt werde. Der Mißbrauch der Fremdwörter ist nicht die einzige Klage, welche die Freunde unserer Sprache zu erheben haben, es haben sich im Laufe der Zeit vielerlei Mißstände und Fehler im Deutschen bemerklich gemacht, die nachdrücklich bekämpft werden müssen. Solche Sünden wider den Geist unserer Sprache aufzudecken und dadurch das sprachliche Gewissen unseres Volks zu schärfen, sein Sprachgefühl zu verfeinern ist eine Hauptaufgabe des Sprachvereins, und darum sind manche, welche sich nicht zu den eigentlichen Gegnern der Fremdwörter rechnen, eifrige Mitglieder desselben geworden.

## II.

# Begner der Sprachreinigung.

## Gildemeister.

Daß dem so frisch aufblühenden, überall mit so warmer Teilnahme begrüßten jungen Vereine auch Angriffe nicht erspart bleiben würden, war voraussehen. Gibt es doch noch immer genug Leute in unserem Vaterlande, welche die Fremdwörter für etwas besonders Feines ansehen — sie klingen ja so „gebildet“ —, oder die doch wenigstens von Jugend auf sich so an den Gebrauch derselben gewöhnt haben, daß sie nicht davon lassen wollen; und auch mancher, der es wohl erkennt, daß ihm ein Jopf im Nacken hängt, kann sich doch nicht entschließen ihn abzuschneiden: es ist ein gar so lieber alter Jopf!

Als Begner der Sprachreinigung sind in jüngster Zeit namentlich vier Männer aufgetreten: Otto Gildemeister, Herman Grimm, Gustav Rümelin und Hans Delbrück. Gildemeister hat in Rodenbergs deutscher Rundschau (1886 Bd. 48 S. 95—116) einen längeren Aufsatz veröffentlicht unter der Aufschrift: „Der Kampf gegen die Fremdwörter“; Grimm in demselben Jahrgange der Rundschau (S. 301—305) eine kürzere Abhandlung: „Die Bereicherung der deutschen Sprache durch Aufnahme fremder Wörter. Ein Essay.“ Rümelin bekämpft die Sprachreinigungsbewegung in einer bei der akademischen Preisverteilung zu Tübingen gehaltenen und bei Mohr in Freiburg 1887 herausgegebenen Rede über „die Berechtigung der Fremdwörter.“ Delbrück endlich ist als Begner des Sprachvereins auf den Kampfplatz getreten in zwei kürzeren Aufsätzen, von denen der eine in den Preussischen Jahrbüchern (1887 S. 395 f.) der andere in der „Post“ vom 26. April 1887 abgedruckt ist.

Diese vier Männer sind nicht eigentliche Fachleute auf dem Gebiete der deutschen Sprache: Gildemeister ist Rechtsgelehrter und geistvoller Übersetzer, Grimm Kunstgelehrter und Romanschriftsteller, Rümelin Rechtsgelehrter und Statistiker, Delbrück Geschichtsforscher —, aber wenn sie auch nicht Sprachforscher von Fach sind, so sind es doch hoch angesehene Schriftsteller, wissenschaftlich tüchtige Männer, die sich auf ihren Arbeitsgebieten einen geachteten Namen erworben haben. Und gerade auf dem Felde der Fremdwörter hat jeder Deutsche das Recht, ja die Pflicht sich seine Meinung zu bilden; denn diese Frage geht nicht die Sprachgelehrten allein, sondern das ganze Volk an. Natürlich aber muß man verlangen, daß, wenn jemand als Schriftsteller auf irgend welchem

Gebiete auftritt, er sich vorher über den Stand der betreffenden Frage genau unterrichtet. Es wird sich zeigen, daß gerade dieses Grunderfordernis jeder wissenschaftlichen Arbeit bei den genannten vier Männern leider nicht vorhanden ist.

Jedenfalls ist es die Pflicht aller Freunde der Sprachreinigung, die Einwendungen dieser Gegner, deren Name einen so guten Klang hat, eingehend zu prüfen und sich mit denselben auseinanderzusetzen. Denn nur dann kann jemand mit voller sittlicher Überzeugung für eine Sache eintreten, wenn das, wozu innere Neigung ihn treibt, auch vor dem Richterstuhle nüchterner Verstandesbeurteilung sich als stichhaltig erweist. Ich werde im folgenden den Inhalt dieser gegnerischen Kundgebungen sachlich und unparteiisch vorführen und prüfend beurteilen, und daran eine Besprechung der Gesichtspunkte anreihen, welche die Berechtigung der Bestrebungen des Sprachvereins darthun sollen.

Die drei erstgenannten Gegner haben das gemeinsam, daß sie bei ihren Angriffen gegen die Sprachreiniger den deutschen Sprachverein selbst nicht nennen. Sie reden im allgemeinen gegen die Sprachreiniger, die Puristen, gegen die überhandnehmende Bewegung, gegen „Vereine“, welche diese Bestrebungen fördern, aber sie vermeiden es, den Sprachverein selbst zu erwähnen. Warum sie das gethan haben, entzieht sich meiner Beurteilung, daß sie aber wirklich den Sprachverein meinen, kann keinem Zweifel unterliegen. Denn es giebt außer dem Sprachverein keine anderen Vereinigungen, die diese Ziele verfolgen.

Der Aufsatz Gildemeisters „Der Kampf gegen die Fremdwörter“ ist der Zeit nach der erste, aber auch nach Form und Inhalt. Er ist vorzüglich geschrieben, frisch, sprachgewandt und geistreich, ich möchte fast sagen blendend, so daß man durch die schöne Form leicht über die Mängel des Inhalts hinweggetäuscht werden könnte. Störend wirkt nur der allzuhäufige Gebrauch von Fremdwörtern; noch störender, daß diese an einigen Stellen, wie ich zeigen werde, falsch angewendet sind.

Gildemeister stellt den Grundsatz der gemäßigten Sprachreiniger an die Spitze seiner Abhandlung: „Gebrauche nie ein Fremdwort, wenn du es durch ein gutes deutsches Wort ersetzen kannst! Diese Regel erläutert er dahin: Schreibe wie ein guter Schriftsteller schreiben würde oder wende immer den besten Ausdruck an, der sich für deinen Gedanken darbietet. Trotzdem kann er sich den „gemäßigten Puristen“ nicht anschließen, weil in ihnen bei aller Mäßigung doch ein Gefühl der Feindseligkeit und Abneigung gegen die eingewanderten Fremdlinge vorwiegt. Er tadelt an ihnen, daß sie das Vermögen der Sprache überschätzen und im Grunde ihres Herzens meinen, wir könnten, wenn wir nur ernstlich wollten, ohne alles Borgen auskommen, und daß sie lehren, das Borgen sei an sich verwerflich, eine Versündigung an der nationalen Ehre.

Schon aus diesen Eingangsworten kann man das Widerspruchsvolle der Darlegung Gildemeisters erkennen: er weiß, daß die jetzigen Sprachreiniger durchaus maßvolle Ziele verfolgen, trotzdem aber wirft er ihnen vor, daß sie



„im Grunde ihres Herzens“ alle Fremdwörter ausrotten möchten. — Was giebt ihm das Recht, ihnen dies unterzuschieben?

Er setzt nun auseinander, es sei ein Irrtum zu glauben, daß die Durchsetzung unserer Sprache mit fremden Wörtern eine Eigentümlichkeit Deutschlands sei, in dieser Beziehung folge unsere Sprache nur dem Beispiele anderer Völker; allerdings seien wir vielleicht minder sparsam und minder geschmackvoll in der Verwendung erborgten Geräts als die übrigen Nationen. Diesen Gedanken sucht er durch Aufzählung französischer und englischer Fremdwörter klar zu machen (S. 96—98); er schließt ihn mit den Worten ab: „Die patriotische Entrüstung ist eine Eigentümlichkeit Deutschlands, die Sache nicht“. Wie wenig dies zutrifft, werde ich später nachweisen.

Im folgenden wirft er die Frage auf: „Wie kommt denn ein Volk überhaupt dazu, die Dinge mit Wörtern einer anderen Sprache zu benennen? Seine eigenen sind ihm doch bequemer und verständlicher!“ Er giebt die Antwort: „Das fremde Wort rückt nicht an die Stelle eines einheimischen, sondern es setzt sich fest an einem Platze, der bis dahin leer war; die fremden Wörter wandern ein mit den fremden Dingen“. Von einem Kampfe um das Dasein sei nicht die Rede, sie hätten sich festgesetzt, ohne Widerstand zu finden. Erst nachdem sie lange Zeit in unserer Mitte gewohnt, „ist in patriotischen Vereinen und in sinnreicher Abhandlung auf die Reinigung der Sprache eifrig und nachdrücklich hingewirkt worden, aber es hat wenig gefruchtet. Und das ist begreiflich genug. Die Ärzte irrten sowohl in der Diagnose als in der Wahl der Heilmittel. Sie hielten, irre geleitet durch ihren Eifer für deutsche Ehre eine durch geschichtliche Entwicklung herbeigeführte Erscheinung an sich für krankhaft, während in der That nur ein krankhaftes Übermaß in Betracht kam“.

Man sieht aus diesen Sätzen, daß Gildemeister sich über den Begriff der Lehnwörter und entbehrlichen bez. unentbehrlichen Fremdwörter nicht klar geworden ist. Ist denn der Satz: „Die fremden Wörter wandern ein mit den fremden Dingen“ in dieser Allgemeinheit wirklich wahr? Was für ein fremdes Ding war denn z. B. der Onkel, der im 18. Jahrhundert sich in die deutsche Sprache eindrängte? War wirklich bis dahin der Platz leer gewesen? Und wie steht es mit den fremden Ausdrücken Tante, Cousine, Cousin, Neveu? Haben die Deutschen nie zu Abend gegessen, ehe das französische Souper eingeführt wurde, das übrigens aus dem deutschen „Suppe“ entlehnt ist. Und wie verhält es sich mit Wörtern wie Majorität, Minorität, Präsident, Semester, brillant, amusant, superb, délicieux, disponieren, gratulieren, motivieren u. ä.? Die Fremdwörter, welche mit fremden Dingen zu uns gekommen sind, sind zum allergrößten Teil unentbehrliche Fremdwörter oder Lehnwörter, die kein Sprachreintiger bekämpft.

In dem zweiten Abschnitte führt Gildemeister aus, wie die deutsche Sprache gezwungen gewesen sei, für die in den letzten Jahrhunderten mächtig zufließenden neuen Anschauungen Fremdwörter einzuführen, da der ihr früher eigene Umbildungs- und Aneignungstrieb seit 400 Jahren erloschen sei. (Wirklich?!)

Hierbei kommt er den „Puristen“ einige Schritte entgegen (S. 103): „Es scheint mir, daß der Deutsche neben der vorurteilslosen Empfänglichkeit für den ausländischen Bildungstoff eine üble Geschmacksrichtung hat, die vielleicht mit seinem Eifer zusammenhängt, die Vorliebe nämlich für den Schall und Klang fremder, vorab romanischer Zungen. Nicht allein der Not gehorchend, sondern auch dem eigenen Triebe, hat er die ihm angestammte Rede mit lateinischen und französischen Brocken verbrämt, weil er eine kindliche Freude an den klangvollen und zierlichen, den feierlichen und einschmeichelnden Tönen als solchen hatte. Wie er bescheiden zu dem geistigen Gehalt und dem sachlichen Reichtum der fremden Kultur emporschaute, so blickte er bewundernd auf ihr glänzendes Kleid. Es erschien ihm stattlicher, vornehmer und geschmackvoller als das Gewand der Muttersprache. — Man gebrauchte das fremde Wort nicht bloß da, wo das heimische fehlte, sondern man drängte das eigene in die Ecke, um das fremde vorführen zu können —; schließlich gab es kaum einen Raum im Hause, ein Gerät in der Stube, ein Stück der Kleidung, ein Gericht auf dem Tische, das noch seinen ehrlichen deutschen Namen führte. Diese Verirrung, die am Schlusse des 17. Jahrhunderts ihren Höhepunkt erreicht hatte, kann man wohl erklären, aber nicht gutheißen; sie völlig zu beseitigen, — denn ansehnliche Reste haben sich bis auf unsere Tage erhalten — ist ein löbliches Bestreben.“

Mehr kann auch ein Sprachreiner nicht behaupten. Merkwürdigerweise aber schreibt dies derselbe Mann, welcher fünf Seiten vorher uns versichert hat, daß das Fremdwort nicht an die Stelle eines einheimischen rücke, sondern sich an einem Platze festsetze, der bis dahin leer war (S. 98)!

Gildemeister geht nun auf die Thätigkeit der Sprachreinigungsgesellschaften des 17. Jahrhunderts über, welche anstatt sich auf die Bekämpfung des Fremdwörterunfugs zu beschränken, den erfolglosen Versuch gemacht hätten, die unentbehrlichen Fremdwörter „durch unverständliche und meistens schauerhafte Deutschwörter eigener Mache zu verdrängen“, ebenso wie später Campe, der „die systematische, ausnahmslose Vertilgung der Fremdwörter anstrebte“ — ein thatsächlicher Irrtum, von dem sich Gildemeister durch einen Blick in die Vorrede zu dem Campe'schen Verdeutschungswörterbuch leicht überzeugen kann. An einigen Beispielen sucht er nun darzuthun, daß gewisse Fremdwörter durch deutsche Ersatzwörter nicht vollständig gedeckt werden, wie Drama durch Schauspiel, Tragödie durch Trauerspiel u. a. Aber wenn wirklich in manchen Verbindungen Drama nicht durch Schauspiel wiedergegeben werden darf, — warum sollen wir das Fremdwort in den übrigen, weitaus meisten Fällen gebrauchen?

Im 3. Abschnitte bespricht er die Wirksamkeit des Staates in Bezug auf Sprachreinigung. Der Staat kann von allen Sprachreinigungsunternehmern am besten wirken, er braucht nur zu befehlen. Gildemeister erkennt gerne an, daß bereits viel geschehen sei. „Das löbliche Bestreben der deutschen Gesetzgeber und mancher Behörden, sich thunlichst mit deutschen technischen Ausdrücken zu

behelfen, hat zu der Erfahrung geführt, daß es recht wohl geht. Man könnte dreist noch weiter gehen und in organischen Gesetzen auch auf die deutsche Benennung der Beamten und Behörden hinwirken. — Der Staat hat viele überflüssige Verwelschungen auf dem Gewissen und die Zeit ist günstig für Minderung der alten Schuld — er braucht nur zu befehlen.“ Ganz besonders rügt er die „hohe Schuldenlast, die der Kriegsdienst aufgehäuft hat“ und spricht den Wunsch aus, daß der deutsche Offizierstand, der in anderen Beziehungen eine stolze Zierde des Vaterlandes ist, auch im Punkte der Sprache der Höhe sich etwas mehr nähere.“ (S. 107).

Alles das sind Zugeständnisse für die Sache der Sprachreinigung, die man nach dem Anfange seiner Auseinandersetzungen nimmermehr erwartet hätte, und die seinen früheren Behauptungen von der Unerseßlichkeit der Fremdwörter geradezu ins Gesicht schlagen.

In dem letzten Abschnitte wirft er die Frage auf, wie unsere Muster und Meister sich der Fremdwortfrage gegenüber verhalten haben. „Wenn irgendwo Autoritäten gelten, so gelten sie auf diesem Gebiete“. Er findet, daß Lessing und Lichtenberg, Kant und Herder, Goethe und Schiller, Schelling und Humboldt, Gutz und Heine, Schopenhauer und Strauß keine Puristen im Sinne Campes waren. — Ganz gewiß, aber auch keine Vertreter einer charakterlosen Wortmengerei, obgleich sie zu einer Zeit lebten, wo die öffentliche Meinung sich noch nicht gegen die Fremdwörter erklärt hatte. Lessing wendet sich lange vor Campe mit voller Entschiedenheit gegen die Einnengung fremder Ausdrücke bei Wieland; er hat den trefflichen Ausspruch gethan: „Solche französischen Wörter, die alle nicht das geringste mehr sagen, als die deutschen, erwecken auch dem einen Ekel, der nichts weniger als ein Purist ist.“ Herder greift Klotz heftig an wegen seiner „Sprachenmischung“ (vergl. mein Wörterbuch von Verdeutschungen S. 36) und verlangt in seinen Gedanken über eine Akademie der deutschen Sprache, daß unsere Sprache ihrem Bau und inneren Wesen nach sich rein und unvermischt erhalte, daß die Mitglieder der Akademie in ihren Schriften Muster der Reinigkeit, Stärke und jener ungekünstelten Einfachheit seien, die unsere Nation am besten kleide (Zeitschrift des Allg. D. Sprachvereins Band I. S. 119). Und wenn auch Goethe und Schiller ärgerlich waren über den übertriebenen Reinigungseifer Campes, so erkannten sie doch den berechtigten Kern dieses Strebens thatsächlich an, indem sie in ihren späteren Werken weit weniger Fremdwörter anwendeten als vor dem Auftreten Campes (vergl. Kehrein Fremdwörterbuch Vorrede S. 5 f. und namentlich einen vor kurzem in der Vossischen Zeitung erschienenen Aufsatz von Ludw. Bellermann Aus Schillers Dichterwerkstatt). Ferner, wenn Schelling, Schopenhauer und Strauß in ihrer Darstellungsweise genießbarer sind als andere Philosophen, liegt das nicht darin, daß sie mit der althergebrachten, steifleinernen Gelehrtensprache nichts gemein haben? Außerdem scheint es mir doch, als ob Heine in seinen ersten Dichtungen, wie jeder echte Dichter, sich von Fremdwörtern völlig freihalte; oder will etwa Gildemeister die vor kurzem veröffentlichten Lebenserinnerungen Heines,

die allerdings ein klägliches Französisch-Deutsch aufweisen, als Muster der Darstellung betrachtet wissen? Von Lichtenberg giebt es einen Ausspruch, der von den Freunden der Fremdwörterei beherzigt zu werden verdient: „Keine Nation fühlt so sehr als die deutsche den Wert anderer Nationen und wird leider von den meisten Nationen wenig geachtet. Mich dünkt, die anderen Nationen haben Recht: eine Nation, die allen gefallen will, verdient von allen verachtet zu werden. Der Charakter der Deutschen ist in zwei Worten Virgils patriam fugimus enthalten“. Übrigens vernimme ich unter den „Mustern und Meistern“ die Vertreter der alten Zeit. Wie halten es Nibelungenlied und Gudrun, Walthar von der Vogelweide und die großen Epiker des Mittelalters mit der Sprachreinheit? wie vor allen Luther? Und warum erwähnt Gildemeister nicht Klopstock und Arndt, Fichte und Uhland? Alle diese Meister vergangener Zeit, wenn wir von den jetzt lebenden — ich erinnere nur an Gustav Freytag — absehen sollen, verschmähen in richtigem Stilgefühl das entbehrliche Fremdwort, weil es gegen den guten Geschmack verstößt; und je empfindlicher unser Geschmack mit dem Aufschwunge des deutschen Geistes und der Hebung unseres Nationalgefühls geworden ist, um so strenger müssen die jetzigen Anforderungen sein. Gildemeister sagt selbst sehr richtig, jede Zeit müsse nach sich selbst beurteilt werden, weil Sitte und Sprache im Laufe der Zeit sich ändern. Das gilt insbesondere von der Gegenwart. Wenn Schiller und Goethe sich gegenüber jenen nur von einzelnen Männern ausgehenden Sprachreinigungsbestrebungen so fügsam erwiesen haben, wie viel mehr würden sie sich jetzt einer Bewegung anschließen, die aus dem Herzen des Volkes entsprungen durch das ganze Volk hindurchgeht. Ein Schriftsteller muß die Stimme seiner Zeit verstehen, wenn er auf sie wirken will.

Im folgenden giebt Gildemeister die Fälle an, in welchen nach seiner Meinung das Fremdwort zulässig ist, nämlich 1) bei dem gänzlichen Fehlen eines Begriffes und 2) bei dem „Fehlen einer bestimmten Nuance des auch im Deutschen vorhandenen Begriffes“ (S. 110). Im ersten Falle fügen sich, wie er meint, auch „strenge Puristen“ in das Unvermeidliche; in dem anderen aber „finden oder erfinden sie deutsche Wörter, die ungefähr etwas Ähnliches besagen, und meinen nun, das fremde sei entbehrlich.“ Er klagt über die Stumpfheit derer, welche keinen Unterschied merken zwischen bigott und scheinheilig, devot und unterthänig, frivol und leichtfertig, galant und höflich, Eleganz und Zierlichkeit u. s. w. — Mit vollem Rechte, nur liegt die Stumpfheit nicht auf seiten der Sprachreiner; denn diese verlangen gar nicht, daß in jedem Falle gerade diese deutschen Ausdrücke für die genannten Fremdwörter eintreten sollen. Bigott kann auch frömmelnd oder strenggläubig oder blindgläubig sein; devot kann demütig, ergeben, aber auch unterwürfig, kriechend sein; galant ist nicht nur höflich, sondern auch gefällig, artig, fein, weltmännisch, zuvorkommend, aufmerksam, ritterlich; frivol ist keineswegs nur leichtfertig, sondern auch eitel, gehaltlos, schlüpfrig, auch mutwillig, vermessen; Eleganz wird nur selten durch Zierlichkeit wiederzugeben sein; weit häufiger bedeutet es Feinheit, Vornehmheit,

Schönheit, Gewähltheit, Anmut, Geschmack. Wie verkehrt das Verlangen ist, daß fremdsprachliche Ausdrücke im Deutschen durch ein einziges Wort vollständig wiedergegeben werden, darüber werde ich später ausführlicher zu sprechen haben.

Über das Verhältnis des Fremdwortes zum deutschen Ausdrucke stellt Gildemeister den Satz auf (S. 111), daß die deutsche Sprache in niederen und mittleren Begriffskreisen dem fremden, in höheren dem vaterländischen Worte den Vorrang des Adels verleihe. Diner und Souper seien vornehmer als Mittagsessen und Abendbrot, das christliche Sacrament aber könnten wir nicht wie die Engländer the Lord's supper nennen; fauteuils ständen im irdischen Salon, im Göttersaale aber goldene Stühle; „Noblesse“ der Erscheinung bezeichne aristokratisches Gepräge, „Adel“ der Erscheinung drücke sittliche Hoheit aus; generös könne man schon bei dem Spenden von Trinkgeldern sein, großmütig zu sein koste größere Opfer. Das ist ganz richtig, aber daraus folgt keineswegs, wie er anzunehmen scheint, die Unentbehrlichkeit dieser Fremdausdrücke. Für fauteuil sagen wir gut deutsch Lehnstuhl, Lehnstuhl, Armstuhl oder bloß Sessel, für Noblesse der Erscheinung „Vornehmheit“, für generös „freigebig“. Und denselben Einwand haben wir ihm zu machen, wenn er S. 112 als besonderen Vorzug der Fremdwörter rühmt, daß sie die Möglichkeit geben, anstößige Dinge ohne Erröten auszusprechen. Gibt es denn nicht auch im Deutschen „verhüllende“ Ausdrücke? Wenn man z. B. in Dresden öffentliche „Bedürfnisanstalten“ errichtet hat, so scheint mir dieser Ausdruck weniger anstößig als das sonst übliche Fremdwort. Wenn man nach allen diesen Gesichtspunkten die Fremdwörter auf ihre Entbehrlichkeit prüfen wollte, fährt Gildemeister fort, so würde man erstaunen, wie gering die Zahl derjenigen ist, die ohne alles Bedenken zu opfern wären (S. 113). Er hat leider vergessen, daß er Seite 103 von „ansehnlichen Resten“ entbehrlicher Fremdwörter gesprochen hat, die sich „bis auf unsere Tage erhalten haben.“ Dabei macht er aber eine sehr richtige Bemerkung: „Wenn man ein Fremdwort unter Umständen zuläßt, giebt man ihm noch keineswegs allgemeine Berechtigung. Immer und überall soll man es abweisen, wenn es sich da, wohin es nicht gehört, eindringen will. Und in diesem Punkte könnte allerdings der gute Geschmack unter uns strenger sein. Im literarischen Vortrage fangen wir an, auf Reinheit des Ausdruckes mehr zu achten; Schriftsteller, die noch Etage für Stockwerk, Hôtel für Gasthof, Bouteille für Flasche und fourchette für Gabel schreiben, gehören nicht mehr zur guten Gesellschaft. Wörter wie Déjeuner, fauteuil, Cousin u. a. ziehen sich mehr und mehr aus der schriftlichen in die Umgangssprache zurück —.“ Das ist sehr gut gesprochen, er hat aber wieder vergessen, daß er selbst zwei Seiten vorher „fauteuil“ im „irdischen Salon“ als „Nuance“ im Gegensatz zu den goldenen Stühlen im Göttersaale angeführt hat. „Ein Fortschritt zum Besseren“, so heißt es weiter, „scheint mir unverkennbar, und was die Hauptsache ist, dieser Fortschritt ist spontan, eine Frucht des empfindlicher gewordenen Geschmackes, nicht eines deutschtümehnden Terrorismus.“ Das letztere ist allerdings wahr. Denn wer hätte auch die Macht, die Verehrer der

fremdwörterei durch Schrecken von ihrer Geschmacksverirrung abzubringen. Wenn aber der Fortschritt in der Sache selbst begründet ist, warum stemmt sich Bildemeister dagegen? Er warnt vor Übertreibung, die jeder guten Sache schade. „Deutschlands Ehre und Würde, ins Feld geführt gegen französische „Menus“ und französische Pappschachtel-Etiketten, ist ein Beispiel solcher schädlichen Übertreibung.“ (Handelt es sich um nichts weiter als um Tischkarten und Schachtel-Aufschriften?!) „Andere Nationen sehen keine Erniedrigung darin, wenn ihre Sportsmänner englisch, ihre Frauenschneider und Köche französisch, ihre Concertmeister italienisch sagen, was in der Landessprache unsagbar ist.“ Dem stimmen auch die Sprachreiniger zu, wenn es eben wirklich „unsagbar“ ist. Fremdwörter zur Bezeichnung von Begriffen, die in der eigenen Sprache nicht ausgedrückt werden können, sind unentbehrlich und diese werden nicht bekämpft. Die Verdeutschung der Speisekarte findet keine Gnade vor seinen Augen; er hat „immer gefunden, daß Gesellschaften, denen man eine verdeutschte Speisekarte vorlegte, die Sache als einen Spaß behandelten.“ Sollte man wirklich bei dem Festmahle zu Ehren des deutschen Kronprinzen im Gürzenich zu Köln 1875, bei dem großen Reichsfestessen in Berlin 1876, bei dem durch die Anwesenheit des Kaisers und vieler Fürsten ausgezeichneten großen Essen zur Einweihung des Kölner Domes 1880, bei dem Kaisermahle in Frankfurt a. M. im Herbst 1883, bei dem Gastmahle, welches dem Könige von Sachsen in Leipzig bei seinem Besuche der Kochkunst-Ausstellung gegeben wurde, — sollte man sich wirklich bei diesen festlichen Gelegenheiten mit so erlauchten Gästen einen Scherz erlaubt haben? Bei allen diesen Festessen sind nämlich deutsche Tischkarten aufgelegt worden.\*)

In einem Punkte stimmt Bildemeister selbst mit dem „unerbittlichsten Puristen“ überein: es erscheint ihm durchaus verwerflich, ja geradezu scheußlich, wenn das Fremdwort in die lediglich constructiven Teile des Satzbaues eindringt,\*\*) wie „eine Politik à la Bismarck“, „vis-à-vis von Mainz“, „eine Million per Woche“. Er nennt dies eine Geschmacksroheit, eine Versündigung an der Sprache. Gewiß mit vollem Rechte, aber ist vis-à-vis wirklich so viel schlimmer als die vielen entbehrlichen Fremdausdrücke, die er selbst gebraucht,

\*) Bei dem Kölner Domfeste z. B. lautete die Tischkarte folgendermaßen: „Kaviar. Venetianischer Salat. Klare Suppe, Hühnersuppe. Kleines Fleisch in Muscheln. Steinbutt mit Erdschwämmen. Schinken in Madeira. Fasanen und Sauerkraut. Kleine Erbsen mit Zunge und geräuchertem Lachs. Gänseleber mit Trüffeln. Getrüffeltes Kapaune. Rehziemer. Eingemachtes Obst, Salat. Seekrebse. Eis, Früchte und Nachtisch. Aufsätze, Kaffee.“ Der Speisezettel bei dem Königessen der Kochkunst-Ausstellung in Leipzig hatte folgenden Wortlaut: „Fleischbrühe in Tassen mit Pasteten. Rindslende am Spieß mit jungem Gemüse. Forellen blau mit frischer Butter. Rehcotelettes mit Trüffeln. Meher Hühner, Zuckerfrüchte, Salat. Frucht-Aufsätze, Nachtisch.“ Klingt das wirklich so scherzhaft? Die Unsitte, französische „Menus“ aufzulegen, ist noch gar nicht so alt. Den Anfang dazu machte im 17. Jahrhundert der Kurfürstliche Hof in Hannover; weiter verbreitet wurde sie erst im 18. Jahrhundert.

\*\*) Soll wohl heißen „des Satzes“; constructive Teile sind Bauteile, „Bauteile des Satzbaues“ wäre eine häßliche Doppelsezung. Die bösen Fremdwörter!

z. B. „recipiertes“ Fremdwort (S. 100), oder der moderne Staat mit seinen „Dikasterien“ (S. 102) u. a.?

Am Schlusse seines Aufsatzes entwickelt er den Gedanken, daß unsere Sprache nicht so sehr durch ausländischen Glitter, wie „durch Mißachtung ihrer eigenen organischen Gesetze, ihrer Syntax, ihrer Grammatik, ihres naturgemäßen Periodenbaues“ leide. Er rügt Fehler wie „das Verhältnis, was bestand,“ stattgefundenen Aufführungen, Kälter wie im Sommer, ein Mann von gutem, natürlichem Verstande, statt gutem, natürlichem Verstande [besser ist doch wohl: gutem natürlichem Verstande, ohne dazwischen tretendes Satzzeichen; gemeint ist ein natürlicher Verstand von guter Beschaffenheit] u. a. Die „ärzsten Sünder“ sind nach ihm die Zeitungsschreiber, welche die größten Schmitzer machen; die Entschuldigung mit Mangel an Zeit läßt er nicht gelten, derartige Fehler dürfe man auch im Schlafe nicht machen. Endlich weist er noch auf die neuerdings mehr in Gebrauch kommenden widerwärtigen „Wortzusammenballungen“ hin, wie „Inangriffnahme, Außerachtlassung“.

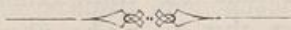
Auch hierin wird man ihm gerne beistimmen, aber zugleich ihm entgegen, daß gerade das, was er wünscht, von dem Sprachverein besonders angestrebt wird, welcher nicht bloß die Bekämpfung des fremden Unwesens, sondern ebenso auch die Pflege der Muttersprache in der von ihm geforderten Weise sich zur Aufgabe gestellt hat. Gildemeister schließt mit den sehr bezeichnenden Worten: „Die Fremdwörterseuche ist nicht das größte Übel; nun kann man freilich sagen, sie sei immerhin ein Übel und deshalb zu bekämpfen. Dagegen hätte ich unter den angegebenen Vorbehalten an sich nichts einzuwenden; nur ist zu besorgen, daß der Kampfeifer, wie er sich in Vereinen und patriotischen Kränzchen entfaltet, die Aufmerksamkeit von den tiefer sitzenden Schäden ablenken... möchte“. Wenn es aber wirklich eine Seuche, mindestens ein Übel ist, warum soll es da nicht gerechtfertigt sein, dagegen anzukämpfen? Das eine thun und das andere nicht lassen — scheint mir die richtige Folgerung aus den Sätzen Gildemeisters. Daß übrigens seine Besorgnis vollständig unbegründet ist, davon hätte er sich leicht selbst überzeugen können, wenn er sich die Mühe genommen hätte, die Satzungen des Sprachvereins und die ersten Nummern der Vereins-Zeitschrift durchzusehen. Leider kennt er aber die Sache, über die er schreibt, nicht genau und hat sich selbst nicht klar genug gemacht, was er eigentlich will.

So wird es erklärlich, daß manche, die seinen Aufsatz gelesen hatten, der Meinung waren, er gehöre zu den Fürsprechern der Sprachreinigung. In der That möchte man dies glauben, wenn man die Behauptung liest, daß Schriftsteller, die noch Etage für Stockwerk, Hôtel für Gasthof, Bouteille für Flasche schreiben, nicht mehr zur guten Gesellschaft gehören. So weit gehen selbst eingefleischte Sprachreiniger nicht: soll man etwa Rümelin von der guten Gesellschaft ausschließen, der diese drei Wörter unter den unentbehrlichen Fremdwörtern mit aufführt? Die Unklarheit über den Stoff führt Gildemeister, wie wir schon an einigen Stellen gesehen haben, zu zahlreichen Widersprüchen. Er erkennt an, daß die jetzigen Sprachreiniger gemäßigter seien, — und behauptet doch, sie

wollten alles Fremde vertilgen. Er setzt uns gelehrt auseinander, daß die Fremdwörter (nicht bloß die unentbehrlichen) mit fremden Dingen eingewandert seien, und nicht etwa die Stelle eines einheimischen Wortes eingenommen haben, — und versichert uns daneben, daß die einheimischen Wörter in die Ecke gedrängt worden seien, und daß der Staat viele unnötige Verwelschungen auf dem Gewissen habe. Er tadelt die Sprachreiniger, daß sie eine durch geschichtliche Entwicklung herbeigeführte Thatsache fälschlich für eine Krankheit hielten, und spricht am Schlusse selbst von einer Fremdwörterseuche, die wenn auch nicht das schlimmste Übel, doch immerhin ein Übel sei. Er spöttelt über die „sinnreichen Abhandlungen“ der Sprachreiniger und schreibt selbst eine sinnreiche Abhandlung über Fremdwörter. Er nennt es eine Pflicht des Staates und der Heeresverwaltung, die alte Schuld der Sprachverwelschung wieder gut zu machen, und tadelt diejenigen, welche es sich zur Aufgabe machen, Staat und Heeresverwaltung und das ganze Volk an diese Ehrenpflicht gegen die Muttersprache zu mahnen.

Wenn wir aus den widerspruchsvollen Äußerungen Gildemeisters den eigentlichen Kern herauschälen wollen, so werden wir etwa zu folgenden Sätzen gelangen, in denen er von dem Standpunkte des Sprachvereins abweicht: 1) Der Kampf gegen die Fremdwörter ist nicht eine nationale Pflicht. 2) Auch andere Sprachen haben ihre Fremdwörter, denn diese sind eine notwendige Folge geschichtlicher Entwicklung. 3) Die deutsche Sprache ist zu arm, um alle wünschenswerten Begriffsunterschiede auszudrücken, sie ist nicht mehr fähig, neue Ersatzwörter zu schaffen. 4) Die großen Schriftsteller früherer Zeit gebrauchen auch Fremdwörter. 5) Die Fremdwörterseuche ist zwar ein Übel, aber dieses ist nicht so schlimm, wie es gemacht wird.

Wir werden später noch Gelegenheit haben, diese Sätze etwas genauer zu prüfen. Gehen wir einstweilen zu unserem zweiten Gegner über.





### III.

## Herman Grimm.

H. Grimms Aufsatz in der Deutschen Rundschau (1886, S. 301—305) führt die Aufschrift: Die Bereicherung der Deutschen Sprache durch Aufnahme fremder Wörter. Ein Essay. Unterzeichnet ist er nur mit seinen Anfangsbuchstaben H. G.

Schon die Aufschrift zeigt uns, daß Grimm für die Fremdwörter eintritt, die Fremdwörter sind an sich eine Bereicherung unserer Sprache. Die Ursache, warum wir so viele Worte aus fremden Sprachen aufnehmen, ist das „uns angeborene universelle Streben“, der Wunsch möglichst viel fremde Begriffe uns anzueignen. Näheres über das Eindringen der Fremdwörter hören wir weiter unten (S. 305): „Im vorigen Jahrhundert, als die französische Bildung unsern Mittelstand und Adel beherrschte, tritt die Mühe (!) hervor, uns (!) unter dem Einflusse und mit Hilfe des Französischen zu eigenem Ausdrucke fremder Ideen empor zu arbeiten; — warum denn, da uns diese Sprache so viel gewährte, ihre Geschenke an Worten und Begriffen, die dankbar einst von uns angenommen wurden, heute verfolgen? Der Gebrauch thatsächlich entbehrlicher französischer Worte und Wendungen ist heute geringer als man denkt.“

Also mit Hilfe der französischen Fremdwörter arbeiteten sich die Deutschen zum eigenen Ausdrucke fremder Ideen empor — ein sonderbarer eigener Ausdruck! — Und gab es denn vorher keine Fremdwörter? Zu welcher Zeit, in welcher Art die Fremdlinge zu uns gekommen sind, davon scheint er nichts zu wissen. Sie sind „Geschenke an Worten und Begriffen“, für die man dankbar sein muß. Natürlich liegt nach ihm gar kein Grund vor, die Fremdwörter zu befördern. „Daß jemand, wo ein deutsches Wort vollgültig zu Gebote steht, noch besonders dazu angehalten werde es auch zu thun, dazu giebt der Zustand unserer Litteratur keine Veranlassung. Dies liegt schon innerhalb des allgemeinen gesunden Menschenverstandes. Das Rationelle verschafft sich überall heute Geltung. Deutsche Worte lieber zu gebrauchen als fremde, liegt in unserer physischen Beschaffenheit. Unsere Sprache ist ein Product unseres Körperbaues (!). Deutsche Worte fließen uns am bequemsten von der Zunge und den Lippen, sie dringen uns erfreulicher ins Ohr als fremder Laut (S. 304).“

Das sind vorzügliche Zugeständnisse, wenn man auch den Satz, daß die Sprache ein Product unseres Körperbaues sei, nicht zu unterschreiben braucht:

mir scheint denn doch auch etwas Geist dazu zu gehören. Natürlich hält Grimm den Sprachverein, welchen er aber nicht ausdrücklich nennt, für überflüssig und gefährlich. „Warum das Volk beunruhigen, als thäten seine Schriftsteller heute ihre Pflicht nicht? als seien die Massen berufen aufzupassen, wie der einzelne seine Rede formt? Es ist, als wolle man Vereine bilden, um darüber zu wachen, daß Eltern ihre Kinder nicht verhungern lassen.“ Wenn er dann in wunderbarem Deutsch fortfährt: „Wer hat denn darüber zu klagen, daß die Fremdwörter seiner geistigen Existenz (!) Schaden gethan?“, so liegt die Antwort nahe genug: unsere Muttersprache, deren echte Kinder man verhungern läßt zu Gunsten bevorzugter fremder, die sich vordringlich an ihren Tisch gesetzt haben und in ihrem Hause sich breitmachen.

Nimmt Grimm schon in diesen Sätzen „den Massen“ gegenüber einen sehr vornehmen Standpunkt ein, so tritt dies noch mehr in dem folgenden hervor: „Man flöße, indem man sich einer auffallenden Enthaltensamkeit befließigt, doch nicht dem sogenannten vierten Stande endlich noch das Gefühl ein, als sei der geringe Wortvorrat, mit dem der einfache Arbeiter auskommt, überflüssig genügend, damit ein Deutscher ausspreche, was zum Wohle des Vaterlandes gereicht“. Also ohne Fremdwörter kann man nicht aussprechen, „was zum Wohle des Vaterlandes gereicht!“ Und ist die deutsche Sprache wirklich so arm, daß sie nicht mehr bietet, als ein einfacher Arbeiter beherrscht? Grimm scheint gar keine Ahnung zu haben von dem Reichtume der deutschen Sprache und von dem Verhältnisse, in welchem der Wortvorrat des einzelnen zu dem gesamten Wortschatze der Sprache steht. Nach ihm sind Fremdwörter als Zeichen vornehmerer Geistesbildung ein Vorrecht der Gebildeten: „Im Munde eines ungebildeten Menschen freilich, der den Inhalt der Worte nicht kennt, klingen ausländische Wörter albern, wenn die entsprechenden deutschen den Gedanken gleich gut oder besser ausdrücken würden. Die Vorliebe für fremde Wendungen hat etwas Beschämendes, wenn man durch ihre Benutzung einen Schein vornehmerer Geistesbildung zu gewinnen sucht.“ Demnach darf der Gebildete Fremdwörter auch dann gebrauchen, wenn es entsprechende deutsche Ausdrücke giebt? Der Ungebildete hat Pflichten gegen seine Muttersprache zu erfüllen, der Gebildete nicht.

Diese unglaubliche Auffassung beruht auf dem Grundgedanken der ganzen Abhandlung, daß die Schriftsteller mit der Sprache schalten und walten können, wie sie wollen. „Schriftsteller, denen es darauf ankommt, in größter Schärfe darzulegen, was sie in Gedanken tragen, werden sich wenig darum kümmern, woher die Worte stammen, die sie brauchen, wenn überhaupt nur Worte sich darbieten. Sie zwingen Fremdwörter unter ihr Joch, wie sie die eigene Sprache auch erst dazu nötigen, ihnen zu Willen zu sein“ (S. 303). „Ein Schriftsteller, der Gedanken hat, bei deren Mitteilung es sich um die geringsten Nuancen des Ausdruckes handelt, um leise Töne, die zu erkennen unter seinen Zeitgenossen vielleicht niemand fähig sein könnte (!), deren Wichtigkeit einstweilen nur ihm einleuchtet, wird sich doch nicht an die Sprache als an

etwas Verbindliches kehren, die zum Gebrauche zufällig vorliegt (!). Er wird, wo sie nicht ausreicht, unbeirrt von jeder anderen Rücksicht, als der, den genauesten Ausdruck seiner Gedanken zu finden, die Worte und Wendungen wählen, wie er sie bedarf, jedes Wort, jede Form wird ihm genehm sein, die seinen Gedanken enthält. Schriftsteller dieser Art aber sind es, um derentwillen die Sprachen bei allen Nationen im höchsten Sinne da sind (!). Diese Autoren sind es, die den Fortschritt der Sprachen bewirken, ihre Ausdrucksfähigkeit erhöhen, ihre Wirksamkeit vergrößern und verbreitern; und nicht, diese Männer zu meistern und Regeln für sie aufzustellen, sondern ihre Schriften zu durchdringen und die Gesetze zu verstehen, die sie enthalten, muß das Ziel der Völker (?) sein“ (S. 305).

Ich habe diese Sätze vollständig mitgeteilt; denn sie enthüllen mit einer — ich muß sagen verblüffenden Offenheit die Stellung Grimms zur Fremdwörterfrage und zur Sprache überhaupt. Die „zufällig vorliegende Sprache“ — nämlich die Muttersprache! — ist von gar keiner Bedeutung, der Schriftsteller ist alles. Er kann mit ihr machen, was ihm beliebt; — er kann seine „Worte und Wendungen“ aus dem Chinesischen oder Hottentottischen nehmen, wenn sie nur seinen Gedanken ausdrücken. Die Sprache ist vogelfrei, sie ist überhaupt nur um des Schriftstellers willen da!! Und nicht nur die Sprache, sondern das ganze Volk, dessen „Ziel“ es ist, solche Schriftsteller zu verstehen!

Das schreibt der Sohn und Nefte der Gebrüder Grimm, die durch ihre bahnbrechenden Arbeiten uns zuerst die Herrlichkeit, die Tiefe, den Reichtum der deutschen Sprache erschlossen, deren ganzes Streben darauf ging, den Deutschen Liebe und Achtung für die Muttersprache einzulösen, die bei der Begründung ihres großen Nationalwerkes, des Deutschen Wörterbuches, wie Wilhelm Grimm auf der Germanisten-Versammlung zu Frankfurt 1846 öffentlich aussprach, vor allem im Auge hatten „den Sinn für Reinheit der Sprache wieder zu erwecken, der in unserer Zeit völlig abgestorben erscheint.“ \*)

Natürlich fühlt Herman Grimm auch eine gewisse Verpflichtung, seine Ansicht von der Unentbehrlichkeit der vornehmen Fremdwörter irgendwie zu begründen. Er thut dies ähnlich wie Bildemeister, indem er an einigen Fremdwörtern nachzuweisen versucht, daß die entsprechenden deutschen Ersatzwörter den Inhalt derselben nicht vollständig wiedergeben. Er beginnt bei dem Worte „Essay“. „Essay besagt nicht schlechthin Versuch, sondern ist eine litterarische Form, die in England zuerst zur Macht gelangte, eine ganz bestimmte Art bezeichnend, ein Thema anzufassen“ (S. 301). Wird jemand, der das Wort noch nicht kennt, durch diese Begriffserklärung klüger werden?! Er fährt fort: „Thema ist keine gegebene Aufgabe, sondern der unter besonderen Umständen zum Ausgange von Betrachtungen gewählte Text.“ Demnach ist Thema eine Unterart von Text. Wenn also Friedrich der Große zum Thema eines Vortrages gewählt wird, so ist er ein „Text!“ . . . „Individuell“ ist nicht Per-

\*) Kleinere Schriften von Wilhelm Grimm, herausgeg. v. G. Hinrichs I 517.

fönlich, auch nicht Eigenartig oder Eigentümlich oder Besondersbeschaffen, sondern bezeichnet das von einer Person als Resultat selbständiger Lebensarbeit erworbene geistig eigene Wesen.“ Man redet aber von individuellen Körperbewegungen, Goethe spricht von der Stelle eines Liedes, die durch neue Verbindung neu und individuell wird (18,220); Humboldt redet von individuellen Bedürfnissen des geselligen Lebens (Kosmos 1, 4). „Resultat“, so fährt Grimm fort, „ist nicht einfach Ergebnis, sondern das Facit einer Reihe ineinandergreifender Erscheinungen, welche beobachtet worden sind, . . . bei Resultat denkt man an den Abschluß scharfer Gedankenarbeit, an das Ende eines logischen Processes.“\*)

Ich wüßte nicht, welcher „logische Proceß“ bei einer Geldsammlung, einer Viehzählung, einer Wahl nötig ist; und doch spricht man allgemein von dem Resultate einer Sammlung oder einer Viehzählung und von Wahlresultaten. Andererseits ist nicht einzusehen, warum das, was sich bei scharfer Gedankenarbeit ergibt, nicht ganz treffend als das Ergebnis derselben bezeichnet werden könnte. S. 302 führt Grimm einen Satz aus einem Briefe Goethes an Schiller an: „Ich wünsche die Materie, die uns beide so sehr interessiert, bald mit Ihnen weiter durchzusprechen.“ Er knüpft daran folgende Betrachtung: „Goethe sagt Materie, nicht Stoff, weil es sich um eine Frage handelt, die theoretisch behandelt wird.“ Demnach dürfte man im Deutschen nach Grimm nicht von dem Stoffe zu einem Trauerspiele, von dem Stoffe einer Unterhaltung oder einer wissenschaftlichen Arbeit reden; und Materie dürfte nur von geistigen Dingen angewendet werden. Aber Materie wird doch gerade ganz gewöhnlich als Stoff im Gegensatz zu „Geist“ gebraucht; und daß Goethe selbst von diesem angeblich Goethe'schen Sprachgebrauch nichts weiß, zeigt der bei Kehrlein angeführte Satz (55,30): Man zeichnet mit verschiedenen Materien.“ Ebenso willkürlich ist es, wenn Grimm behauptet: „Quadrat ist das Viereck als Gegenstand wissenschaftlicher Anschauung, Symmetrie gleichfalls wissenschaftlicher als nur Ebenmaß. Glorie ist Ruhm in voller Ausbeutung alles dessen, was er mit sich bringen kann (!). Diese Unterschiede können dem freilich nur von Wert sein, den tieferes Studium befähigt, sie zu empfinden.“ Ich sollte meinen, daß man schon ohne „tieferes Studium“ herausfinden kann, daß diese Unterscheidungen haltlos sind; „Quadrat“ bezeichnet in der Wissenschaft das regelmäßige Viereck mit gleichen Seiten und rechten Winkeln, es hat daneben noch verschiedene andere Bedeutungen, es ist das Aufhebungszeichen in der Musik, die zweite Potenz in der Arithmetik u. s. w. Es ist aber auch im gewöhnlichen Leben im Gebrauch; man spricht von Häuserquadraten, Kinder zeichnen Quadrate, Goethe spricht (25,56) von Kreisen und Quadraten einer Weberei. Und warum soll Symmetrie wissenschaftlicher sein als nur Ebenmaß? Siegt denn die Wissenschaftlichkeit in dem Gebrauche des Fremdwortes?

\*) Geistreich fügt Grimm hinzu: „Wenn ein Eiferer vielleicht hier verlangte, es solle „eines gedanklichen Gerichtshandels“ gesagt werden, so würde man ihn für ebenso pedantisch halten wie —“. Ich denke, nicht für einen „Pedanten“, sondern für einen Narren müßte man ihn halten, — wenn es nämlich wirklich jemand verlangte!

Doch nicht genug damit. Um die Unentbehrlichkeit der Fremdwörter darzutun, führt er einen Satz aus Ranke's Weltgeschichte an: „Es sei mir erlaubt, eine kurze Notiz über Regionen und Völker hinzuzufügen.“ Daran knüpft er die Frage, warum Ranke zu Notiz, „das im gemeinen Sinne schon kurz genug ist“, noch das Beiwort „kurz“ hinzufüge. Die Antwort lautet: „Weil er es diesmal nicht im Sinne des französischen *notice*, sondern in dem des lateinischen *notitia* anwendet. Der Begriff der Kürze fehlt hier durchaus. *Notitiam rerum* besitzt der, der die Dinge kennt und ihr Wesen durchdrungen hat. Zugleich aber liegt im lateinischen (wie französischen) Gebrauche der Begriff der Aufzählung. Und warum sagt Ranke Regionen? Warum nicht Landschaften, Gegenden, Himmelsstriche, Weltgegenden, Bereiche u. s. w.? „Region“ drückt in der allerfarblosesten Weise einen Teil der Erdoberfläche aus, der etwas Abgeschlossenes repräsentiert . . . in Region liegt der Begriff der Grenze: man tritt in Regionen ein, man verläßt sie (S. 302).“ Wieder höchst wunderbare Behauptungen. In dem lateinischen *notitia* liegt nicht der Begriff der Aufzählung, es heißt Bekanntschaft mit etwas. Wenn also Ranke sagt „eine Notiz hinzufügen“, so will er nicht die „Bekanntschaft“ hinzufügen, *notitiam rerum*, wie Grimm meint, sondern eine „Bemerkung“; er braucht also Notiz in dem ganz gewöhnlichen Sinne. Ebenso unrichtig ist die Behauptung, in „Region“ liege der Begriff der Grenze. Das ist weder bei dem lateinischen *regio* noch bei dem deutschen Fremdwort der Fall. Die bekannten „höheren Regionen“, in denen man in glücklichen Stunden schwebt, sind an keine Grenzen gebunden; und wenn Spielhagen einmal von „unbegrenzten Regionen“ spricht, so ist das durchaus nicht falsch.

Der Nutzen der Fremdwörter zeigt sich nach Grimm besonders in dem Schiller-Goethe'schen Briefwechsel. Aus einem Verzeichnisse, das er sich angelegt hat, führt er unter anderen folgende Wörter an: *Coincidieren*, *Morceau*, *Sourdine*, *Avantissement*, *Continuation*, *Sollicitieren*, *Sodezza*, *Misance*, *Moyens*, *Effort*, *Negociieren*, *Deployieren*, *face* machen, *Presentabel*, *Extendieren*, *Partizien*, *Depotentieren* — und fügt dazu die Bemerkung: „lauter Worte, die man auch heute immer noch gebraucht und die, wo sie zur Anwendung kommen, das Gesagte in besonderer Weise verschärfen.“ Das schreibt Herman Grimm im Jahre 1886! Wenn er es im Jahre 1786 geschrieben hätte, würde man es vielleicht begreiflich finden können.

Am Schlusse seines Aufsatzes bespricht Grimm den für ihn entsetzlichen Gedanken „der Herstellung eines verbindlichen Reichswörterbuches“, in welchem die anständigen unentbehrlichen Fremdwörter von den unanständigen geschieden würden, und das „nicht nur den Mitlebenden, sondern auch den noch zu erwartenden großen Nationalschriftstellern als obligatorisches Erziehungsmaterial\*“)

\*) Was heißt obligatorisches Erziehungsmaterial? Erziehungsmaterial ist Stoff, Gegenstand der Erziehung; also würden z. B. unsere Kinder „obligatorisches Erziehungsmaterial“ für uns sein. Natürlich meint es Grimm in ganz anderem Sinne — man sieht aber auch hier die Klarheit der Fremdwörter!

mit auf den Weg gegeben würde.“ Nicht das hätten die Gebrüder Grimm bei ihrem Wörterbuche beabsichtigt. „Aus diesem Wörterbuche lernen wir den unaufhaltsamen Fortschritt der Sprachentwicklung kennen, ausgehend von den Schriftstellern.“\*) Hier verfolgt man den Zuwachs an Worten auch aus fremden Sprachen, und die Aufnahme solcher Worte zeigt ihre Unentbehrlichkeit in den Augen der Brüder Grimm. Viele Fremdworte fehlen bei ihnen: diese kämpfen gleichsam um das Dasein und der Ausgang des Kampfes ist abzuwarten.“

Nein, nicht viele Fremdworte fehlen bei ihnen, sondern alle wirklichen Fremdwörter, und es bleibt kein Ausgang eines Kampfes um das Dasein abzuwarten. Kennt Herman Grimm das große Werk seines Oheims, seines eigenen Vaters so wenig? Nur Lehnwörter sind aufgenommen, die Fremdwörter sind vollständig ausgeschlossen. „Solche fremde Ausdrücke“, heißt es in der Vorrede (S. 28), „kommen uns zwar täglich in den Mund, gehen aber die deutsche Rede nichts an“ . . . „Wie der Stolz auf unsere eigene Sprache, der oft noch schlummert, einmal heller wacht und die Bekanntschaft mit allen Mitteln wächst, welche sie selbst uns darreicht, um noch bezeichnendere und uns' angemessenere Ausdrücke zu gewinnen, wird auch die Anwendung der fremden weichen und beschränkt werden.“ Und weiter unten heißt es: „Dieser Ausländerei und Sprachemengung soll das Wörterbuch keinen Vorschub, sondern will ihr allen redlichen Abbruch thun“. Wilhelm Grimm ruft in der oben erwähnten Rede auf der Frankfurter Germanisten-Versammlung aus: „Gefährlich im höchsten Grade ist der Mißbrauch der Fremdwörter, der in unserer Zeit alles Maß übersteigt; ich kann mich nicht stark genug dagegen ausdrücken. Alle Thore sperrt man auf, um die ausländischen Geschöpfe heerdenweise einzutreiben. Das Korn unserer edlen Sprache liegt in Spreu und Wust: wer die Schaufel hätte, um es über die Tenne zu werfen!“ Er findet die Gründe für diesen „traurigen Verfall“ in der „stumpfen Gleichgültigkeit gegen den hohen Wert der Sprache, die ein Volk noch zusammenhält, wenn andere Stützen brechen,“ in dem mangelnden Gefühle von ihrer inneren Kraft, in der Neigung vornehmer zu erscheinen.“ Und Jakob Grimm sagt am Schlusse seines Aufsatzes über das Pedantische in der deutschen Sprache: „Zur schmachlichen Fessel gereicht es unserer Sprache, wenn sie ihre eigensten und besten Wörter hintansetzt und nicht wieder abzustreifen sucht, was ihr pedantische Barbarei aufbürdete; man klagt über die fremden Ausdrücke, deren Einmengen unsere Sprache schändet; dann werden sie wie Flocken zerstioben, wenn Deutschland sich selbst erkennend, stolz alles großen Heils bewußt sein wird, das ihm aus seiner Sprache hervorgeht.“

So urteilten über das Fremdwörterwesen die beiden großen Männer, die wir als die gründlichsten Kenner deutscher Sprache, als die Begründer der deutschen Sprachwissenschaft verehren. Sollen wir ihnen folgen oder Herrn. Grimm?

\*) Gehen wir von den Schriftstellern aus?! Worauf soll sich eigentlich dieses ausgehend beziehen, auf „Fortschritt“ oder „Entwicklung“?

Fassen wir das Urtheil über den Aufsatz Herman Grimms zusammen, so müssen wir sagen: er ist ohne Sachkenntnis, ohne tieferes Eingehen auf die Frage, — nehmen wir an in einem Augenblicke schlechter Laune — hastig\*) und unüberlegt zusammengeschrieben. Der Hauptgrund, den er für die Fremdwörter vorbringt, ist der Satz, daß die Schriftsteller schreiben können, wie sie wollen, ohne sich um die „zufällig vorliegende Sprache“ irgendwie zu kümmern. Ich fürchte, daß selbst die Freunde der Fremdwörter für diese Verteidigung ihres Standpunktes — danken werden.

\*) Von dem Deutsch, welches Herman Grimm schreibt, nur noch eine Probe. S. 304 f. lesen wir: „Was würde entstehen, wenn die Männer, die einer sicheren und kurzen Ausdrucksweise bedürfen, um ihre Gedanken zu erkennen zu geben, wenn sie mit ihres Gleichen reden, diejenigen auch mit dieser Fähigkeit, die Sprache in voller Freiheit gebrauchen zu können, in Respect zu halten haben, welche in dieser Kunst ihres Gleichen nicht sind — was würde entstehen, wenn diese Männer erst von Versammlungen patriotischer Sprachfreunde die Weisungen erwarten müßten, welche Worte sie zu gebrauchen hätten.“



#### IV.

### Gustav Rümelin.

Von unseren vier Gegnern ist Gustav Rümelin der einflußreichste. Seine Stellung als Kanzler einer deutschen Hochschule, sowie die feierliche Gelegenheit, bei welcher seine Rede über die Berechtigung der Fremdwörter gehalten worden ist in Gegenwart hervorragender Vertreter aller Wissenschaften, vor der akademischen Jugend Tübingens, mußte seinen Äußerungen besonderes Gewicht verleihen, und so ist denn auch der Abdruck seiner Rede, dem ein Verzeichnis unentbehrlicher Fremdwörter beigegeben ist (Freiburg i. B. 1887), weit verbreitet und in der Presse viel besprochen worden. Aber gerade wegen seiner Stellung und wegen jener festlichen Veranlassung war Rümelin um so mehr verpflichtet, vorsichtig und streng wissenschaftlich zu verfahren, zumal da er sich auf ein Gebiet begab, welches seinem eigentlichen Arbeitsfelde fern liegt; vor allem aber war es seine Pflicht, sich mit den Ansichten der Gegner, die er bekämpfte, genau bekannt zu machen. Wie weit er dieser wissenschaftlichen Pflicht genügt hat, wird das folgende zeigen.

Rümelin hat entschiedene Abneigung gegen die Sprachreintiger und Zuneigung zu den Fremdwörtern. Die letztere zeigt sich sogleich in seiner Sprache: er gebraucht eine Menge leicht ersetzbarer Fremdwörter.\*) Und er spricht auch ganz offen aus, daß sie ihm „gelehrter und vornehmer“ erscheinen als die deutschen Ausdrücke. „Ähnlich wie bei Homer,“ so heißt es S. 9 „die Sprache der Götter anders lautet als die der Menschen, so redet der Laie von Brustkasten, Herzbeutel, Zwerch- und Rippenfell, während der Arzt und Anatom für solche nach Schopenhauer ein wenig an das Schlachthaus erinnernde Bezeichnungen seine gelehrten und vornehmer klingenden Worte setzt.“ Und nicht nur vornehmer klingen ihm die Fremdwörter, sondern auch schöner und klangvoller als die gemeinen deutschen Wörter. Er findet (S. 25), daß unser Deutsch hinter den aus dem Lateinischen stammenden Sprachen an „Lautfülle und Wohlklang entschieden zurücksteht.“ Wie gering seine Achtung vor unserer Sprache ist, drückt sich in überraschender Offenheit gleich im Anfange seiner Rede aus. „Ich fühle,“ so heißt es dort, „mein deutsches Gewissen um kein Haar mehr belastet, wenn ich nach Bedarf ein fremdsprachliches

\*) So verwendet er in seiner Rede 3. B. 12 mal „etc.“ und nicht ein einziges Mal „u. s. w.“



Wort gebrauche, als wenn ich mich in australische Wolle kleide, chinesischen Thee oder französischen Wein trinke.“ Findet Rümelin wirklich keinen Unterschied zwischen diesen gleichgültigen Dingen des gewöhnlichen Lebens und der Muttersprache? — Und selbst wenn wir unsere Muttersprache auf gleiche Stufe mit Wolle, Kaffee und Thee zu stellen haben, lassen wir es uns denn ruhig gefallen, wenn die Wolle mit Baumwolle vermengt, wenn Kaffee und Thee verfälscht werden? Wenn unsere Sprache verfälscht wird, wenn sie durch Einmischung entbehrlicher ausländischer Wörter entstellt wird, wenn gute deutsche Wörter durch die fremden Schmarotzer verdrängt werden, — darf sich dagegen keine Stimme erheben? Tiere werden durch Tierschutzvereine vor Mißhandlungen geschützt, unsere arme Sprache aber soll sich fort und fort mißhandeln lassen, wie sie schon seit Jahrhunderten gemißhandelt worden ist. Ich weiß nicht, was die Tübinger Studenten zu diesen Sätzen Rümelins gesagt haben, — ob aber wohl französische und englische Studenten eine solche Verachtung der Muttersprache stillschweigend hingenommen hätten?\*)

Trotz seiner offenbaren Vorliebe für die Fremdwörter macht Rümelin der Sprachreinigung bedeutende Zugeständnisse (S. 2 f.): Man könne und müsse an jenem Eifer um die Reinheit der Muttersprache nicht nur die gute Meinung, sondern auch einen festen Kern innerer Berechtigung anerkennen. Es sei selbstverständlich und gar keines Beweises bedürftig, daß es nichts Thörichteres und Widersinnigeres geben könne, als zu seinen Landsleuten in fremder Zunge zu reden, wenn die Muttersprache die dem Sinn vollkommen entsprechenden Worte darbiete; er räumt sogar ein, daß hiergegen gar nicht selten gesündigt werde. Noch mehr: er giebt zu, daß man jede Häufung von Fremdwörtern selbst dann, wenn jedes einzelne für sich ganz berechtigt wäre, auch schon aus stilistischen Gründen vermeiden müsse, weil die Rede dadurch einen huntscheckigen und mißfälligen Eindruck mache, ungefähr wie wenn in einer Gesellschaft die einen in bürgerlichem Anzuge, die anderen in Masken

\*) Wie Rümelin von der deutschen Sprache gering denkt, so wegwerfend lautet auch sein Urtheil über die ältere deutsche Litteratur. Er ist „der vielleicht anstößigen, aber nicht allein stehenden Meinung,“ daß unsere ganze ältere Litteratur mit wenig Ausnahmen eigentlich nur für den Geschichts- und Sprachforscher, höchstens noch für den besondern Liebhaber von Bedeutung ist, daß sie aber „der Masse der Gebildeten, die gewöhnt und darauf angewiesen ist, den Maßstab des Klassischen anzulegen (?) und weder Zeit noch Lust hat, sich auch mit dem Halben und Unfertigen zu befassen, nur wenig zu bieten hat (S. 17).“ Und zwar rechnet er diese ältere Zeit bis zu dem Auftreten unserer Klassiker im vorigen Jahrhundert. Also unsere großartigen Volksdichtungen des Mittelalters, die gedankentiefen epischen Schöpfungen eines Wolfram von Eschenbach, die herrlichen, formvollendeten Lieder und Sprüche eines Walthers von der Vogelweide u. s. w. — das alles ist Halbes und Unfertiges, nichts für die „Gebildeten.“ Man wird unwillkürlich an den bekannten Ausspruch Friedrichs des Großen erinnert, welcher — freilich unter ganz andern Verhältnissen — dies alte Jeng keinen Schuß Pulver wert gefunden hat. Aber Rümelin geht noch weiter, auch die späteren Dichter, die Sänger unserer alten gemüthstiefen Kirchenlieder, sogar Luther, der doch selbst von seinen Gegnern als Meister der deutschen Sprache anerkannt wird, dessen Sprachgewalt Goethe in so hohem Maße bewunderte, — sie alle finden keine Gnade vor seinen und seiner „Gebildeten“ Augen.

erschieneu. Außerdem sei es Regel zwar nicht der Sprache, aber um so mehr des gesunden Menschenverstandes und der guten Sitte, daß man in Schrift und Rede überhaupt keine Ausdrücke gebrauche, von denen man annehmen müsse, daß sie dem Zuhörer oder Leser nicht verständlich seien.

Das sind überraschende Zugeständnisse, die man nach dem Anfange seiner Rede nicht erwartet. Freilich stehen sie in auffälligem Widerspruche zu seiner Haltung gegenüber den Männern, welche die von ihm selbst anerkannten Rechte der Muttersprache vertreten. Er hat eine entschiedene Abneigung gegen die Sprachreiniger. Er nennt sie mit Vorliebe Puristen, oder Sprachchauvinisten, fremdwörterjäger, Verdeutschungseiferer, Reindünkler, er schilt „ihr thörichtes Gerede,“ daß an dem Fremdwörterwesen nur deutsche Unart, Nachäfferei, Mangel an Selbstachtung, Unkenntnis des eigenen Reichthums die Schuld trage (S. 16); er freut sich, daß alle absichtlichen Verdeutschungsvorschläge von einzelnen oder Vereinen bis jetzt so gut wie gar keinen Erfolg gehabt haben; „das Publikum kümmert sich nichts darum (S. 31).“ Ist das rasche Anwachsen des Sprachvereins, die Gegnerschaft gegen die Fremdwörter, die sich überall kundgibt, nicht ein Beweis, daß das Publikum sich doch darum kümmert?

Einen Unterschied zwischen den weitgehenden Sprachreinigern, die alles verdeutschten wollen, und der maßvoll besonnenen Richtung des Sprachvereins, der nur gegen die entbehrlichen Fremdwörter ankämpft, kennt er nicht, wenigstens macht er ihn nicht. „Der Jude wird verbrannt.“ Allerdings scheint er die neueren Erscheinungen auf dem Gebiete der Sprachreinigung nicht zu kennen. Wenigstens muß man das aus der Stelle schließen, in welcher er das Verfahren der Sprachreiniger schildert. „Die Puristen,“ so sagt er S. 2, „machen sich ihre Aufgabe doch allzu leicht. Sie geben zwar zu, daß keine Sprache sich fremden Einflüssen ganz entziehen könne, — aber sie reden davon, als ob dies nur besondere Ausnahmen wären und im allgemeinen den Fremdwörtern grundsätzlich die Thüre gewiesen werden könne und solle. . . Sie führen dann eine Anzahl warnender Beispiele von widerlicher oder abgeschmackter Sprachmengerei ins Feld. . . Zum Schluß wird uns dann noch in mehr oder weniger, meist weniger gelungenen Vorschlägen gezeigt, wie man dies oder jenes Fremdwort ganz gut durch ein deutsches ersetzen könnte.“ Das hätte Rümelin unmöglich sagen können, wenn er sich nur einigermaßen mit den neueren Schriften über diesen Gegenstand bekannt gemacht hätte. Er scheint dies selbst zuzugestehen, indem er mit den Worten beginnt: „Um das Thema, über welches ich Sie zu unterhalten wünsche, gründlich und allseitig zu erörtern, wird mir weder die Zeit noch die erforderliche Gelehrsamkeit zur Verfügung stehen.“ Dieser Mangel macht sich allerdings auch in anderer Beziehung fühlbar. Es berührt eigentümlich, wenn man in dem später zu besprechenden Verzeichnisse unentbehrlicher Fremdwörter auch gute, echte deutsche Wörter mit aufgezählt findet. Wie in aller Welt kommt denn Schabernack unter die Fremdwörter? Und das gute deutsche Mark, das die Franzosen erst aus unserer Sprache in die ihrige aufgenommen haben, soll ein fremder Ausdruck sein? Ferner weiß denn Rümelin als Rechts-

gelehrter nicht, daß Allod ein echt deutscher Begriff ist, daß der Ausdruck morganatisch aus dem deutschen „Morgengabe“ gebildet ist? Aus welchen fremden Sprachen sind dem Cappalie, Glasur, Futteral, Pauschalsumme ins Deutsche gekommen? Es sind deutsche Wörter, die nur eine lateinische Endung erhalten haben, ähnlich wie Schmieralien, Kleinodien, Austrügalgericht und andere. Auch Walhalla und Walküre kann man doch nicht zu den Fremdwörtern rechnen? Endlich sind Flanke, Ciste und Grippe echt deutsche Wörter, die erst aus unserer Sprache in das Französische eingedrungen sind. Den umgekehrten Fehler begeht Rümelin, wenn er S. 43 das Wort Formel, das aus dem lat. formula entstanden ist, als eine deutsche Bildung aus „form“ bezeichnet. Man staunt, wenn man die Behauptung liest, daß eine mehr als tausendjährige Sprache nicht neue Wörter frei zu erfinden vermöge: man braucht nur an das Eisenbahnwesen zu denken, um sich zu überzeugen, daß diese Behauptung unrichtig ist (vgl. später über Neubildungen). Man staunt noch viel mehr, wenn man seine Ansicht von dem Eindringen der Fremdwörter in unsere Sprache hört. Er spricht sich darüber auf S. 16 f. in folgender Weise aus: Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts war die deutsche Sprache und Litteratur, Prosa und Poesie dürftig entwickelt, mit einem sehr unzulänglichen Wortschatze, schleppendem und schülerhaftem Satzbau, ohne Wohlklang, ohne eindrucksvolle Wirkung. Da durchbrach der deutsche Genius seine Hülle und führte binnen weniger Jahrzehnte unsere Sprache und Litteratur auf die stolze Höhe der Classicität und eines goldenen Zeitalters. Unsere großen Dichter und Denker hatten sich alle neben ihrem lateinischen Schulsack an den französischen Schriftwerken herangebildet, es konnte ihnen nicht entgehen, daß die lateinische und die französische Sprache Tausende von Wörtern und Redensarten besaß, denen keine sie deckende deutsche Ausdrücke entsprachen. — Man wollte und konnte aber nicht auf all die feinen und sinnigen Gedankennuancen, welche das fremde Wort von dem verwandten deutschen abgrenzen, verzichten, und so blieb nichts übrig, als für zahlreiche Gäste die Thore der Muttersprache weit aufzuschließen, um sie ganz zu adoptieren und in den Fluß der deutschen Rede selbst einzustellen.\*) Dazu kam noch eine Menge neuer Gebrauchs- und Luxusgegenstände, die ihre mitgebrachten ausländischen Namen nicht ablegten. — Wir haben also nach Rümelin die vielen Fremdwörter in der Hauptsache unsern großen Dichtern und Denkern zu verdanken! Gab es denn vorher keine Fremdwörter? — Das leugnet Rümelin nicht; sie waren aber „mehr in der äußerlichen Form der Rede“ und hatten, schon weil sie sich durch lateinische Schrift augenfällig von der deutschen Rede abhoben, „nur den Charakter von Citaten, von Einschleusen und angeblichen Zieraten (S. 17).“

Wirklichen Eingang in die Sprache fanden sie erst durch unsere Klassiker! Das ist eine ganz neue Auffassung. Bisher nahm man an, daß unsere großen

\*) Hätte Rümelin statt „adoptieren“ den deutschen Ausdruck „an Kindesstatt annehmen“ gewählt, so hätte er sich gewiß eine solche Bildervermischung nicht zu schulden kommen lassen: man nimmt etwas an Kindesstatt an und stellt es in den Fluß hinein!

Dichter im Gegenteil die Herrschaft der Fremdwörter gestürzt hätten, indem sie zeigten, welche Fülle des Ausdrucks, welchen Wohlklang die deutsche Sprache in sich berge. Übrigens widerspricht sich Rümelin selbst, wenn er S. 32 auseinandersetzt, daß die Poesie, wenigstens die wahre und echte, grundsätzlich jedes Fremdwort verschmäht, wenn er hervorhebt, daß in Goethes Iphigenie kein Fremdwort steht, daß in den anderen Dramen, in Hermann und Dorothea, in den Perlen seiner Lyrik, und ebenso in Schillers dramatischen Werken, Balladen und Liedern sich nur ganz selten fremde Ausdrücke vorfinden. Wie der wirkliche Sachverhalt war, hätte er leicht aus seinen eigenen Beobachtungen schließen können. S. 34 erwähnt er, daß Goethe und Schiller in ihrem Briefwechsel, der meist im leichten und fließenden Gesprächsstil gehalten ist, überraschend viele Fremdwörter gebrauchen. Daraus kann man eben sehen, daß die Umgangssprache der Gebildeten damals mit Fremdwörtern ganz durchsetzt war; und zwar war dies nicht erst seit kurzer Zeit der Fall, sondern schon vom Anfang des 17. Jahrhunderts an. Den Höhepunkt erreichte dieses welsche Treiben um die Mitte des 18. Jahrhunderts, also gerade in der Zeit, in welcher unsere Klassiker den Grundstein zu dem stolzen Aufbau unseres neuen Schrifttums legten. Von da an geht das Fremdwörterunwesen merkbar zurück, wesentlich durch das Verdienst eben dieser großen Schriftsteller. Von allem dem scheint Rümelin nichts zu wissen, sondern, nachdem er auseinander gesetzt hat, daß die Sprache der Dichtung von Fremdwörtern frei sei, erklärt er noch einmal, daß die Aufnahme von mehreren Tausenden fremdsprachiger Wörter „in unlösbarem Zusammenhange mit dem Aufschwunge unserer Volkssprache zur Classicität“ stehe, daß sie nicht eine Verunreinigung und Entstellung, sondern eine notwendig gewordene Ergänzung und Bereicherung desselben sei (S. 36).“

Mit dieser höchst befremdlichen Annahme stimmt freilich nicht überein, was er S. 27 als „principiellen Einwand gegen die Puristen“ geltend macht. Diese „denken von der Sprache eines großen Kulturvolkes viel zu niedrig, wenn sie glauben, eine solche lasse sich zuerst Tausende von Fremdwörtern durch menschliche Thorheit und Willkür aufdrängen und dann ebenso nach willkürlichen Meinungen wieder entreißen. Sie bedarf solcher Eingriffe nicht und duldet sie nicht; sie geht ungehofmeister ihre eigenen Wege; sie ist vernünftiger als wir alle (!), weil sie für alle zu denken hat (!). Sie ist nicht so thöricht, ein fremdes Wort aufzunehmen und festzuhalten, wenn sie bereits ein völlig gleichbedeutendes besitzt, und wenn dies ausnahmsweise und in zufälliger Unklarheit geschieht (also ist sie doch bisweilen so thöricht!), so wird sie dasselbe entweder wieder ausstoßen oder zu einer Variante mit besonderer Nebenbedeutung fortbilden.“ — Aber wenn die Sprache keine Eingriffe duldet, wenn sie ungehofmeister ihren eigenen Weg geht, wie konnten da unsere Klassiker Tausende von Fremdwörtern einführen?

Und ist die Behauptung, daß kein Fremdwort an die Stelle eines gleichbedeutenden deutschen Wortes getreten sei, auch wahr? Er sucht dies an

einigen Beispielen zu erläutern (S. 28): Lexikon und Wörterbuch seien dadurch verschieden, daß das letztere bloß sprachliche, das erstere auch sachliche Auskunft biete. „Ein Rechtswörterbuch erklärt die juristischen Kunstwörter, ein Rechtslexikon ist eine Encyclopädie der Rechtswissenschaften in alphabetischer Ordnung.“ Aber ein griechisches oder lateinisches Lexikon bezeichnet allgemein nicht eine Encyclopädie der Altertumswissenschaft, sondern ein einfaches Wörterbuch. Ja Rümelin gebraucht das Wort selbst in diesem Sinne, wenn er S. 40 von dem Grimm'schen „Lexikon“ spricht — während dieses in Wirklichkeit „Deutsches Wörterbuch“ heißt. Er fährt fort: „Das alte Vocabularium ist verschollen, der oder das Dictionnaire beschränkt sich auf die Kreise und Erinnerungen der Töchterpensionate.“ Aber in den Schulen giebt es Vocabularien nach wie vor, und sehr tüchtige französische Wörterbücher, die nicht nur in Mädchenschulen gebraucht werden, führen noch jetzt den Namen Dictionnaire. Wir haben also für Wörterbuch im Deutschen die Fremdwörter Lexikon, Vocabularium, Dictionnaire, dazu kommt noch Glossar, so daß wir neben einem guten deutschen Worte nicht weniger als 4 Fremdwörter haben. Zwischen Dichter und Poet macht Rümelin folgenden Unterschied: „Die großen Dichter heißen nicht Poeten und die kleinen nicht Dichter (S. 28).“ Auch hier muß man kopfschüttelnd fragen: Ist das wahr? nennen wir wirklich den zahlreichen dichterischen Nachwuchs unserer Zeit „Poeten?“ Sprechen wir von den „Poeten des jungen Deutschlands?“ von „Romanpoeten“ unserer Tage, unter denen sich doch viel „kleine Meister“ finden? „Poet“ ist ein veraltetes Fremdwort, das früher in demselben Sinne gebraucht wurde wie Dichter. Wenn Schiller in einem Briefe an Goethe schreibt: „Gewöhnlich übereilt mich der Poet, wo ich philosophieren sollte und der philosophische Geist, wo ich dichten wollte,“ so hat er sich gewiß nicht im Sinne Rümelins unter die Dichterlinge versetzen wollen. Rümelin behauptet sogar, daß nicht einmal „und so weiter“ und „et cetera“ sich vollständig decken. Er selbst macht jedoch keinen Unterschied; denn während er in seiner Rede 12mal etc. sagt und u. s. w. überhaupt nicht gebraucht, setzt er im Anhang bei dem Abrechnen von Aufzählungen ohne Unterschied bald etc. bald u. s. w. (Vgl. S. 41, 42, 43 f., 46, 47).

Auch die Behauptung, daß kein Fremdwort an die Stelle eines gleichbedeutenden deutschen Ausdruckes trete, ist nicht richtig. Welcher Unterschied ist zwischen Vetter und Cousin, Neveu und Nefte, Ethnologie und Völkerkunde, vis-à-vis und gegenüber, Exaction und Verrenkung, Purée und Mus, Filet de boeuf und Rindsleude, exclusive, inclusive und ausgeschlossen, eingeschlossen, Expropriation und Zwangsentziehung, Modejournal (wie Rümelin S. 35 schreibt) und Modezeitung, immens und unermesslich u. s. w.?

Über das Verhältnis des Fremdworts zu dem vergleichbaren deutschen Ausdrücke lehrt Rümelin (S. 28), daß sie sich stets zu einander verhalten wie zwei Kreise, die weder ganz zusammenfallen noch ganz auseinander liegen, sondern sich entweder schneiden oder so gelagert sind, daß der eine vom

anderen ganz umfaßt ist. Der kleinere umschlossene Kreis ist hier der Regel nach das Fremdwort; es bezeichnet innerhalb des weiteren Gattungsbegriffs eine besondere Unterart oder „Specification.“ Eine in dieser Allgemeinheit ganz unhaltbare Behauptung, welcher Rümelin bereits auf der nächsten Seite widerspricht, wo er nur behauptet, daß fast alle Fremdwörter in diesem Verhältnisse zu ihrem deutschen Gegenstücke stehen, während er hier ein unbedachtes stets hinwirft. Aber auch so kann man ihm nicht beistimmen. Daß die beiden Kreise auch zusammenfallen können, haben wir soeben gesehen. Daß das deutsche Wort oft bestimmter ist als das Fremdwort, kann man aus Rümelins eigenen Worten folgern. Für „Gattungsbegriff“ oder „Gattungswort“ sagt er S. 50 „Genuswort“. Gattungswort ist also der vergleichbare Ausdruck für Genuswort. Offenbar ist aber das deutsche Wort bestimmter als das fremde: denn Genuswort kann auch „Geschlechtswort“ bedeuten. Und wenn wir Architektur und Baukunst, Phrase und Redensart, Motiv und Beweggrund vergleichen, so ist jedesmal der deutsche Ausdruck enger als der fremde, denn „Architektur“ bezeichnet auch die Bauweise, Bauform; „Phrasen“ giebt es auch in der Musik; das Motiv ist nicht nur Beweggrund, sondern auch Vorwurf, Gegenstand bildlicher Darstellung. Rümelin macht sich freilich die Beweisführung sehr leicht. Er nimmt das Wort Vermutung und erzählt uns (S. 29), daß innerhalb des weiten Rahmens dieses deutschen Wortes nicht weniger als fünf Fremdwörter liegen, nämlich Hypothese, Conjectur, Präsuntion, Prognose und Postulat. Wer will nun, so schließt er, für all dies kurze deutsche Ausdrücke finden oder solche Unterscheidung überhaupt für entbehrlich erklären, da die „Vermutung“ sie ja alle ersetze? „Das Unterscheiden verbieten heißt das Denken selbst unterfagen.“ Aber wie in aller Welt kommt Rümelin auf den Gedanken, daß die Sprachreiniger für alle diese Fremdwörter nur das eine Wort Vermutung einsetzen wollen? Er brauchte nur ein Verdeutschungswörterbuch aufzuschlagen, um sich zu überzeugen, wie grundlos diese Unterstellung ist. Ich begreife überhaupt nicht, wie Prognose und Postulat in dem Rahmen des Wortes Vermutung liegen sollen. Kein Fremdwörterbuch, kein Verdeutschungswörterbuch enthält diese Bedeutung. Es ist auch gar nicht denkbar, daß jemand, der einigermaßen den Sprachgebrauch kennt, diese Wörter so übersetzen könnte.

Rümelin macht sich in der That die Bekämpfung seiner Gegner sehr leicht. Er schiebt ihnen Behauptungen unter, die sie gar nicht aufgestellt haben und fällt dann mit großer Entrüstung über diesen Unverstand her. „Das gewöhnliche Verfahren der Verdeutschungseiferer,“ so sagt er S. 50, „ist, daß sie uns entweder zumuten, mit dem Genuswort vorlieb zu nehmen und auf die Unterscheidung der Unterart Verzicht zu leisten oder bei sich schneidenden Kreisen das dem Fremdwort Eigentümliche unbeachtet zu lassen. Wir sollen statt Project oder Prospect nur Plan, statt Qualität Beschaffenheit, statt Trottoir Fußweg sagen, wie wenn jeder Fußweg ein Trottoir wäre und nicht bloß der neben

der Fahrstraße herlaufende.\*)" Ja aber wer verlangt denn das? Sehen wir zu, was die Verdeutschungswörterbücher bieten. Bei Project finden wir: Entwurf, Vorhaben, Vorschlag, Anschlag, Plan, Unternehmen; bei Prospect: Ankündigung, Plan, vorläufige Anzeige, Voranzeige; Übersicht, Ansicht, Fernsicht; bei Qualität: Beschaffenheit, Eigenschaft, Güte, Gehalt, Art, Rang u. s. f.

Schon aus diesen Darlegungen geht hervor, daß Rümelin die Berechtigung der Fremdwörter namentlich durch die angebliche Armut der deutschen Sprache begründen will. Neben diesem Hauptgrunde betont er den Wohlklang der Fremdwörter, das Beispiel anderer Völker und die Fülle von Ableitungen und Fortbildungen bei den Fremdwörtern.

Die beiden ersten Punkte werde ich später im Zusammenhange besprechen, der dritte ist rasch zu erledigen. Rümelin findet darin, daß die deutsche Sprache nicht so viele Weiterbildungen zuläßt, einen Hauptgrund, warum die Verdeutschungen so wenig Erfolg haben (S. 26 f.) Aus Tonkunst werde noch Tonkünstler, während aus Musik entstehe: Musiker, Musikus und Musikant, musikalisch, musicieren, Musikalien. — Das trifft bei diesem Beispiele zu, bei vielen anderen nicht. Aber auch wenn es in jedem Falle zuträfe, wäre es doch für unsere Frage von keiner Bedeutung. Wer braucht denn alle Glieder der „Kette zusammengehöriger Ausdrücke“ auf einmal? Selbst wenn der Inhalt eines Satzes es gestattete, so wäre es doch eine große Geschmacklosigkeit, mehrere Wörter desselben Stammes nebeneinander zu gebrauchen, und etwa von der Musik musikalischer, nach Musikalien musicierender Musikanten zu sprechen.

Doch dies sind auch nach Rümelins Ansicht minder wichtige Punkte; der Hauptgrund, den er gegen die Sprachreiniger ins Treffen führt, ist die Unentbehrlichkeit der Fremdwörter. Wir haben gesehen, daß nach seiner Ansicht unsere großen Dichter und Denker Tausende von Fremdwörtern in unsere Sprache eingeführt haben, um sie „zur Classicität“ zu erheben; daß die Sprache, welche „vernünftiger ist als wir alle,“ nicht so thöricht ist, überflüssige Fremdwörter aufzunehmen. Darnach müßten alle Fremdwörter unentbehrlich sein, doch so weit geht er nicht. Im Widerspruche mit seinen eigenen Behauptungen giebt er zu, daß auch recht viele überflüssige Fremdwörter zu uns gekommen sind. Sein Hauptgrundsatz ist, „daß die Muttersprache dem Denken keine Fesseln anlegen kann und es zu den unveräußerlichsten Rechten des Menschengesistes gehören muß, seinen Gedanken jederzeit den zutreffendsten Ausdruck, wo er immer zu suchen sein mag, zu geben. Jedes Fremdwort ist daher berechtigt, für welches in dem Zusammenhange, in welchem es gebraucht wird, kein vollständig deckender einheimischer Ausdruck zu finden ist, unter der einzigen Voraussetzung, daß er dem Angeredeten verständlich ist oder gemacht wird“ (S. 3).

\*) Auch diese Begriffserklärung ist nicht richtig. Denn der neben dem Fahrwege hinlaufende Fußweg auf den Landstraßen ist noch kein Trottoir. Trottoir ist die erhöhte, abgeplattete oder mit Platten belegte, zuweilen auch aus Asphalt hergestellte Fußbahn neben der Fahrstraße. In einer Berliner Polizeiverordnung heißt es Granitbahn, anderwärts sagt man Bürgersteig.

Wir finden hier deutliche Anflänge an Herman Grimm, nur daß Rümelin weit vorsichtiger ist als dieser. Er gestattet zwar dem Schriftsteller, seine Ausdrücke zu nehmen, woher er nur will, aber nur — wenn ein deutscher Ausdruck fehlt, und wenn das Fremdwort dem Angeredeten verständlich ist. Freilich kommt der erstere Fall nach seiner Ansicht sehr häufig vor; denn die deutsche Sprache ist nach Rümelin ziemlich arm.

Diese angebliche Armut unserer Sprache, — bisher galt sie für eine der reichsten Sprachen — sucht er, „statistisch“ zu erweisen (S. 19 f.). Er berechnet, daß das Grimm'sche Wörterbuch nach seiner Vollendung etwa 216000 Wörter umfassen werde; diese Zahl erscheine zwar außerordentlich hoch gegenüber dem französischen und Englischen, da das „sehr vollständige“ Sprachwerk von Littré nur 109000 Wörter enthalte und für den englischen Sprachschatz die höchste Angabe 120000 betrage; aber dieser auffällige Vorsprung des Deutschen erkläre sich aus den massenhaften Zusammensetzungen, die es im Deutschen gebe, dagegen sei unsere Sprache arm an Stamm- oder Wurzelwörtern; er habe deren nicht ganz 3000 gefunden, während es im französischen 5300 und noch viel mehr im Englischen gebe. — Das ist etwas ganz Neues. Zunächst was sind Stamm- und Wurzelwörter? Ich habe verschiedene sprachkundige Freunde darnach gefragt, keiner wußte, was er sich dabei denken sollte. Rümelin nennt sie einfache Wörter, im Gegensatz zu den zusammengesetzten oder Doppelwörtern. Darnach müßte man annehmen, daß z. B. die aus einer Wurzel stammenden Ausdrücke fahren, Fahrt, Fahrer, fahrig, Fahrnis, fährte, Gefährte, Gefährt, fertig, fertigen, Fertigung, Fertigkeit, fähre, Ferge, führen, Führer, Führung, Fuhre, Furt, Furche, furchen u. s. w. Stamm- und Wurzelwörter im Sinne Rümelins seien. So meint er es aber nicht. Er löst das Rätsel durch eine Anmerkung auf S. 21, in welcher er uns offenbart, er habe diese Zahl in der Weise gefunden, daß er in Weigands Deutschem Wörterbuche „unter Beiseitlassung der als Fremdwörter bezeichneten Ausdrücke die Wörter gezählt, welche Weigand dadurch, daß er sie nicht auf einen anderen in seinem Werke vorkommenden Wortartikel zurückführt, als selbständige Wurzeln (!) anerkennt.“ Also alle die angeführten einfachen Bildungen fahren, Fahrt u. s. w. rechnet Rümelin als ein Wurzelwort. Das ist doch mehr als laienhaft! Für jeden Freund der Sprache ist es eine wahre Herzensfreude zu sehen, wie aus einer Wurzel ein so stattlicher Stamm mit vielverzweigtem Geäst emporwächst, — aber unser „Statistiker“ schätzt solch einen stolzen, edlen Baum nicht höher als einen elenden Stumpf, der keinen Zweig mehr zu treiben im stande ist. Da begreift man, wie die 216000 Wörter auf 3000 „Wurzelwörter“ zusammenschrumpfen können.

Rümelin sieht übrigens selbst ein, daß er sich mit seiner „Statistik“ auf falschem Wege befindet. In einer zweiten Anmerkung derselben Seite macht er das merkwürdige Geständnis: „die Zahlen sind freilich nicht unmittelbar vergleichbar, schon weil die französische Sprache eigene Stammwörter



überhaupt nicht in dem Sinne besitzt wie die deutsche." Aber trotzdem vergleicht er diese Zahlen und zieht daraus Schlüsse auf — die Armut der deutschen Sprache!

Jedoch selbst wenn wir außer diesen wunderbaren Stamm- und Wurzelwörtern nur Zusammensetzungen hätten, wäre Rümelins „Statistik“ hinfällig. Denn wenn man von dem Wortreichtume einer Sprache redet, so meint man damit den Reichtum an Begriffen, die durch Wörter ausgedrückt werden können. Für den Begriff aber ist es einerlei, ob er durch einfache oder zusammengesetzte Wörter ausgedrückt wird. „Glühlicht“ ist ein zusammengesetztes Wort, aber kein Mensch wird leugnen, daß es ein neuer Begriff ist, der mit gezählt werden muß; und sicherlich ist das deutsche Wort viel schöner als der wissenschaftliche Ausdruck „Incandescenzlampe.“ Sind „Heimweh, Fernsprecher, Radfahrer“ deshalb, weil sie Doppelwörter sind, nicht vollwichtige Münzen unseres Sprachschatzes? Der Versuch Rümelins, statistisch die Armut unserer Sprache zu erweisen, ist als völlig mißlungen zu bezeichnen. Wie es in Wirklichkeit mit dieser angeblichen Armut steht, wird eine spätere Betrachtung zeigen.

Seine „statistische Methode“ wendet Rümelin auch auf die Fremdwörter selbst an. Er findet (S. 4), daß von den sprachlichen Schutzöllnern und Freihändlern immer nur Beispiele von entbehrlichen oder unentbehrlichen Fremdwörtern ins Feld geführt werden; damit sei nichts anzufangen. Er will den Thatbestand feststellen durch die Statistik. Zwar erkennt er nicht die Schwierigkeit dieses Verfahrens, zumal man dabei Statistiker und Sprachforscher sein müsse, aber er geht ans Werk — offenbar in der Meinung, beides zu sein. Er scheidet die Fremdwörter in zwei Hauptklassen, in fremde Wörter und Fremdwörter. Diese zunächst unklare Unterscheidung erläutert er dahin, daß wir unter fremden Wörtern internationale zu verstehen haben und zwar teils Fach- und Kunstwörter, teils erotische Ausdrücke, d. h. „Dinge und Begriffe aus vergangenen Zeiten oder aus der fremdländischen Gegenwart.“ Er vergleicht diese mit „Durchreisenden oder Passanten,“ die anderwärts ihre Heimat haben, oder mit durchlaufenden Posten (S. 11), „sie gehen unsere deutsche Sprache gar nichts an.“ (S. 6). Diese internationalen Wörter (warum nicht gut deutsch „Weltwörter“?) bilden nach Rümelins Beobachtung den Hauptbestandteil aller Fremdwörterbücher, etwa  $\frac{9}{10}$  ihres Umfangs, vielleicht 80 000 von den 90 000 Wörtern, welche Heyse in seinem Fremdwörterbuche aufführt. Wir hätten also nur 10 000 Wörter als eigentliche Fremdwörter zu betrachten. Diese gleichen den Einwanderern oder Ansiedlern. Nur sie kann man „verständiger Weise bei der ganzen Fremdwörterfrage im Auge haben“ (S. 13). Von diesen ist jedoch eine Anzahl entbehrlich oder veraltet. Nach Ausscheidung derselben bleiben etwa 5000 Fremdwörter übrig, „die eine Sprachlücke auszufüllen scheinen, die jeder Gebildete kennt und kennen muß, die durch ein muttersprachliches Wort zu ersetzen als eine aussichtslose Bemühung anzusehen ist“ (S. 14).

Rümelin glaubt mit seiner Unterscheidung „auf diesem Gebiete wenigstens

einen Boden gelegt zu haben“ (S. 5). Ich hoffe nachweisen zu können, daß diese ganze Unterscheidung 1) an sich unklar und haltlos und 2) für die Fremdwörterfrage von gar keiner Bedeutung ist.

Die Unterscheidung zwischen fremden Wörtern und Fremdwörtern ist schon im Namen unklar; denn der Ausdruck „fremde Wörter“ drückt das nicht aus, was Rümelin hineingelegt wissen will; es sollen nämlich internationale oder Weltwörter sein. Sehen wir uns diesen Begriff etwas näher an. Rümelin sagt von ihnen, daß sie die deutsche Sprache „gar nichts angehen“ (S. 6) und daß sie „ein gemeinsames Besitztum der modernen Kulturvölker“ sind (S. 7). Das ist ein Widerspruch. Da wir doch wohl auch zu den Kulturvölkern gehören, so haben wir also ein Mit-Eigentumsrecht, demnach gehen sie uns allerdings etwas an. Er nennt sie Durchreisende oder Passanten, die anderwärts ihre Heimat haben. Unter Durchreisenden verstehen wir aber doch solche Personen, die nur zeitweise zu uns kommen und nach kurzem Aufenthalte wieder wegreisen. Sind denn diese Weltwörter nur zeitweise bei uns zu finden? Kunstausdrücke wie Philosophie, Physik, Chemie, Elektrizität, Telegraph; „erotische“ Wörter wie Kaffee, Thee, Tabak, Känguruh, Mahagoni, Moschee u. s. w. sollen sich bei uns nur auf der Durchreise befinden? Auch hier widerspricht er sich selbst, wenn er S. 43 ff. sagt, Kaffee, Thee, Chocolate, Tabak u. a. seien „zwar nicht deutsche, aber eingelebte und assimilierte Worte.“ Dann sind es doch wohl keine „Passanten“ mehr!

Es ist überhaupt ein wunderlicher Gedanke, alle diese Weltwörter aus unserer Sprache ausschließen zu wollen. Wenn man von dem Wortschatze einer Sprache redet, so meint man doch damit alle die Ausdrücke, welche in der betreffenden Sprache mündlich oder schriftlich verwendet werden. Wenn also wirklich 90000 Fremdwörter in deutschen Schriften gebraucht werden, wie unsere Fremdwörterbücher angeben, so können wir behaupten, daß die deutsche Sprache 90000 Fremdwörter enthält. Ob diese häufig oder selten vorkommen, ob sie nur in wissenschaftlichen Büchern oder auch anderwärts angewendet werden, darauf kommt nichts an, wenn man feststellen will, wie viele Fremdwörter wir haben. Ein solches Buch will ja, wie Rümelin selbst sagt (S. 12), „ein Nachschlagebuch sein, das über alle fremdsprachlichen Wörter jeder Art Auskunft erteilt.“ Rümelins Weltwörter gehören zum deutschen Wortschatze ebenso gut wie seine „Fremdwörter“, ja mit noch größerem Rechte, weil sie größtenteils zu den unentbehrlichen Fremdausdrücken zu rechnen sind.

Bei der Fremdwörterfrage kann man sie nach Rümelin „verständiger Weise“ nicht im Auge haben; also Verdeutschungen von Weltwörtern sind ausgeschlossen. Ich darf demnach nicht „Sittenlehre“ sagen für Ethik oder Moral, nicht Einzah und Mehrzahl für Singular und Plural, nicht männliches und weibliches Geschlecht für Masculinum und Femininum, denn das sind Fachausdrücke, die nicht verdeutschert werden dürfen. Wenn unsere Heeresverwaltung neuerdings in der Felddienstordnung *Renvoi* durch Erläuterung, *Distance* durch Abstand, *Intervall* durch Zwischenraum übersetzt hat, so hat sie damit nach Rümelin unver-

ständig gehandelt, denn es sind ja Kunstausdrücke! Ein Arzt, der von Ansteckungsstoff, ansteckenden Krankheiten, ein Philosoph, der von dem Kettenchlusse reden wollte, würde unwissenschaftlich verfahren: es muß heißen Contagium, Infectionskrankheiten, Sorites. In der „Toilettensprache“ der Frauen, welche auch hierher gehört, darf man ja nicht das französische Collier gegen die „mit Hunden und anderen Haustieren zu teilende Halskette“ vertauschen (S. 11): es ist ein internationaler Begriff! \*) Rümelin begründet auch seine Forderung: „Wenn jedes Volk anfangen wollte, seine eigenen Ausdrucksweisen und Benennungen geltend zu machen, — so wäre kein gemeinsames Fortarbeiten der Nationen mehr möglich, und es müßte genau gehen, wie einst beim Turmbau von Babel, dessen Fortführung unmöglich wurde, weil die Leute sich nicht mehr verstanden“ (S. 8). Dieser Einwand ist früher gemacht worden, als man anfing, das Lateinische als Sprache der Wissenschaft zu beseitigen. Damals sagte man eine babylonische Verwirrung in der Wissenschaft voraus und — sie ist nicht eingetreten. Es ist unbequemer geworden für die Gelehrten, welche jetzt verschiedene neuere Sprachen lernen müssen, aber die Wissenschaft hat dadurch keinen Schaden gelitten. Wird da wohl durch die wenigen Verdeutschungen, die überhaupt bei Weltwörtern zulässig sind — denn die meisten gehören zu den unentbehrlichen —, wirklich „die gemeinsame Fortarbeit der Nationen unmöglich“ gemacht werden? Daß man in dieser Beziehung der deutschen Sprache doch einige Zugeständnisse machen müsse, das giebt Rümelin selbst zu, wenn er S. 8 sagt: „Den Bestrebungen, auch die Sprache der Wissenschaften dem gemeinen Verständnis näher gerückt und in der terminologischen Ausdrucksweise Maß gehalten zu sehen, wird jedenfalls für die Zwecke des Unterrichts und der allgemeinen Bildung die Berechtigung nicht abzusprechen sein.“

Sehen wir uns nun Rümelins Fremdwörterverzeichnis einmal näher an. Es soll alle unentbehrlichen fremden Ausdrücke enthalten, die eine Lücke in unserer Sprache ausfüllen, die durch deutsche Wörter unmöglich ersetzt werden können, die jeder Gebildete, der wenigstens eine fremde Sprache gelernt hat (S. 41), kennt und kennen muß. Die armen Gebildeten! Wir finden dort folgende Wörter: Absentismus, Asot, bastant, Censit, Convictor, Fassion, Fourgon, Galeot, Gratial, Intercalar, Nebulist, Officialat, Phalanstère, putativ,

\*) Die Französinen müssen allerdings das harte Schicksal auf sich nehmen, ihr collier mit den Hunden zu teilen — und sie ertragen es mit Anmut. Im Schwäbischen Merkur wird an den Kanzler Rümelin die Frage gerichtet, ob er wirklich das deutsche Wort „Halskette“ so unedel finde, ob er sich nicht auf eine Stelle bei Goethe besinne, wo es heißt: „die goldene Kette gieb mir nicht, die Kette gieb den Rittern —, gieb sie dem Kanzler, den du haßt, und laß ihn auch die goldne Last zu andern Lasten tragen.“

Wie wenig genau übrigens Rümelin in seiner Ausdrucksweise ist, zeigt dieselbe Stelle, indem er sagt: „die Kleidung, und nicht allein die weibliche, ist eine europäische geworden.“ Haben etwa die Amerikanerinnen ihre eigene Mode? Und wie steht es in den anderen Weltteilen, wo Gebildete wohnen? Die Mode erstreckt sich jetzt über die Erde, nicht allein über Europa.

regiminal, Reverfalien, Stère, tingieren, urbanifiren.\*) Einige diefer „allen Gebildeten bekanten“ unentbehrlichen Fremdwörter ftehen überhaupt nicht in den Fremdwörterbüchern, z. B. discreditieren (wahrfcheinlich für discreditieren), filialift, Prolet, Regiminalift, (Sphynx ift wohl nur Druckfehler).

Die aufgeführten Fremdwörter follen unerfetzbar fein durch das Deutfche, z. B. Cousin, franco, frankieren, Infallibilität u. f. w. Darf man denn nicht auf Deutfch „Vetter, frei, frei machen, Unfehlbarkeit“ fagen? Das find aber nicht etwa einzelne Wörter, fondern es giebt eine ganze Menge folcher unerfetzbaren Ausdrücke, für welche der deutfche Erfatz recht nahe liegt, z. B. Advokat, Anthologie, applaudieren, Aquäduct, Arrest, Affekuranz, affekurieren, Bouffole, Bouteille (man vergleiche Bildmeifters oben erwähnten Ausfpruch!) capieren, caffieren, Combattant, Déjeuner, Deffert, Dialekt, Diner, Diftanz, Etage, Ethnologie, eventuell, Examen, Excrement, Executor, Exil, Export, Expropriation, expropriieren, Falliffement, Gratulation, gratulieren, Guillotine u. f. w. u. f. w.

Uffoció läßt fich meines Erachtens recht gut durch Gefchäftsteilhaber erfetzen, aber wenn ihm dies nicht genügend erfchien, wozu auch noch Compagnon als unentbehrliches Fremdwort aufnehmen? Siebt es einen Unterschied zwifchen diefen Ausdrücken? In ähnlicher Weife finden wir als „unentbehrlich“ neben einander Ethik und Moral, Renommee und Reputation, Postament und Piedestal, Libertin und Roué, Reglement und Regulativ u. a.

Daß in dem Fremdwörter-Verzeichniffe auch verfchiedene echt deutfche Wörter mit untergelaufen find, habe ich fchon oben erwähnt. Nicht viel beffer ift es, wenn er allgemein bekante, vollständig bei uns eingebürgerte Lehnwörter mit unter den Fremdwörtern aufführt, wie Bresche (aus dem deutfchen „brechen“), Bulle, Dom, Echo, Kapelle, Kapitel, Klasse, Kur, Kurs, Maske, Mappe, Maffe, Minute, Mode, Park, Paß, Pause, Post, Posten, Puls, Pult, Punkt, Rampe (aus dem niederdeutfchen rapen), Rente, Salve, Sekte, Standarte, Summe, Tapete, tapezieren, Taffe, Trefse u. f. w.

Das Lustigfte an Rümelins Fremdwörter-Verzeichniffe ift aber die Thatfache, daß er in daffelbe eine große Menge von Weltwörtern aufgenommen hat. Nachdem er zur Klärung der Frage den Unterschied zwifchen fremden Wörtern und Fremdwörtern aufgestellt und uns verfichert hat, daß man bei der Fremdwörterfrage „verständiger Weife“ nicht von Weltwörtern fprechen dürfe — nimmt er felbft Weltwörter in bedeutender Menge in fein Verzeichnis der Fremdwörter auf! Er hat fich eben felbft überzeugen müffen, daß feine Unter-

\*) Für die „Gebildeten,“ welche diese Worte nicht kennen sollten, — ich bekenne ehrlich, daß ich trotz langjähriger Beschäftigung mit den Fremdwörtern eine ziemliche Anzahl von ihnen nicht gekannt habe —, lasse ich die Bedeutungen nach Heyse hier folgen: Gewohnheit namentlich irischer Gutsbesitzer, außerhalb Irlands zu leben; Schwelger; hinreichend; Zinspflichtiger; Vorgesetzter der freitischgenossen; Gang längs der Klosterzellen; Bekenntnis, Angabe der Einnahme; Vorratswagen; einmastiges Fahrzeug; Dankgeschenk; Ertrag einer Pfründe während der Erledigung; Wolkenmaler; Amt des Vicars eines Bischofs in weltlichen Gerichtsangelegenheiten; großes Gebäude für eine geschlossene Gesamtheit von Bewohnern; vermeintlich; regierungsseitig; Versicherungsscheine; Cubikmeter; färben; höflich machen.

scheidung unhaltbar ist. Auf einer einzigen Spalte der 51. Seite zähle ich unter 50 aufgeführten Wörtern — 22 Weltwörter im Sinne Rümelins. Schon in der Rede erklärt er S. 15, daß er von den sogenannten internationalen Ausdrücken eine wenn auch nicht große Zahl aufnehmen müsse, diejenigen, deren Kenntnis wir auch bei dem Nichtfachmanne voraussetzen, wie die Namen der Wissenschaften u. a. Noch viel weiter geht er in dem Vorworte zu dem Fremdwörterverzeichnisse S. 39 ff. Hier setzt er mit bewegten Worten auseinander, welche außerordentlichen Schwierigkeiten eine solche Zusammenstellung mache. Dem Princip nach könne es zwar nicht zweifelhaft sein, daß die internationalen Ausdrücke von der Liste auszuschließen seien, gleichwohl erfordere diese Regel verschiedene Ausnahmen. Zur Bildung gehöre nun einmal eine gewisse Orientierung über das Allgemeinste der wissenschaftlichen wie der technischen Fächer; es gebe zahlreiche Ausdrücke, die nicht nur gleichmäßig in allen Wissenschaften gebraucht würden, sondern auch — in die Umgangssprache und die populären Darstellungen ihren Weg gefunden hätten, auf politischem, ökonomischem, socialen, technischem, ästhetischem Gebiete. „Solche Namen sind in der That nicht mehr als fremde Wörter, sondern als Fremdwörter anzusehen, sie auszuschließen oder abgesondert zu behandeln, wäre mir als unpraktische Pedanterie erschienen“ (S. 43). Aber warum stellt er denn eine solche Unterscheidung auf, die sich nicht durchführen läßt? Noch weiter geht er auf S. 45: „Es wurde nicht bloß auf die Abstammung gesehen, in welchem Fall die Fremdwörterzahl eine weit größere geworden wäre, sondern auch ob ein Ausdruck noch als Fremdwort gefühlt und behandelt, geschrieben und ausgesprochen wird.“ Damit ist Rümelin schließlich selbst auf das gekommen, was die Sprachreiner schon lange als die Hauptsache bei der Fremdwörterfrage hingestellt haben. Ja, darauf allein kommt es an, ob ein Ausdruck noch als Fremdwort gefühlt wird. Ist dies nicht mehr der Fall, ist es „assimiliert“, wie Rümelin sagt, d. h. eingebürgert und deutsch geworden, dann ist es kein Fremdwort mehr, sondern ein Lehnwort. Die Lehnwörter sind aus der Masse des fremden Gutes zuvörderst auszunehmen, bei der übrig bleibenden Anzahl hat man nicht mit Rümelin zu fragen, ob fremdes Wort oder Fremdwort, sondern ob entbehrlich oder unentbehrlich. Rümelins Unterscheidung ist für die ganze Frage völlig bedeutungslos und sie ist, wie er sich selbst hat überzeugen müssen, nicht durchführbar. Die große Arbeit, die er sich gemacht hat, ist umsonst, weil er sich zu spät darüber klar geworden ist, worauf es bei der Fremdwörterfrage eigentlich ankommt.

Von dem Standpunkte der Sprachreinigung können wir Rümelin nur dankbar sein: er hat durch seine „statistische Methode“ auch weitere Kreise darauf aufmerksam gemacht, welche gewaltige Masse von Fremdwörtern in unsere Sprache eingedrungen ist, er hat trotz seiner ausgesprochenen Vorliebe für Fremdwörter die Berechtigung unseres Kampfes, wenn auch unter Einschränkungen, anerkannt, und er hat durch seinen mißglückten Versuch einer neuen Unterscheidung der Fremdwörter uns bewiesen, daß wir auf dem rechten Wege sind.

## V.

# Hans Delbrück.

Zu unseren drei Hauptgegnern gesellt sich als vierter ein schneidiger Kämpfer, welcher im Gegensatze zu seinen Genossen den Sprachverein offen angreift und ihn wenn auch nicht mit Gründen, so doch um so tapferer — mit Schmähungen bekämpft. Hans Delbrück, außerordentlicher Professor der Geschichte an der Universität Berlin und Mitherausgeber der Preussischen Jahrbücher, veröffentlichte zuerst einen kurzen mit D. unterzeichneten Aufsatz in den Preussischen Jahrbüchern (1887, Aprilheft, S. 395 f.) und sodann einen zweiten Aufsatz in der Berliner „Post“ vom 26. April 1887 mit der Unterschrift: „Delbrück, Mitglied des Reichstages.“\*)

Sogleich der Anfang des ersten Aufsatzes ist bezeichnend für den Standpunkt, den der Verfasser einnimmt, und den Ton, den er anschlägt. „Es giebt keine große Bewegung des öffentlichen Geistes“, so beginnt Delbrück, „die nicht sofort an irgend einer Stelle zu einer Caricatur ausliefe. Als im Juli 1870 die deutsche Jugend zu den Waffen griff, erschien eine patriotische Balleteuse mit einem Aufruf, auch eine Frauen-Freischar zu bilden. Die sociale Reform des Reichskanzlers treibt unausgesetzt Projectenmacher-Schöflinge . . . Besonders zahlreich aber sind naturgemäß die Albernheiten, welche der Predigt und dem Wachsen des nationalen Gedankens in Deutschland von den kleinen Geistern aller Ecken und Enden angehängt werden, so zahlreich, daß sie nachgerade zu einer positiven Gefahr werden.“ Hierzu gehört der „Allgemeine deutsche Sprachverein mit vier Dichtern im Vorstande, die die deutsche Sprache von unnötigen fremden Bestandteilen reinigen wollen.“

Das ist unhöflich, sehr unhöflich gesprochen gegen einen Verein, der Tausende von Männern aus den angesehensten Kreisen unseres Vaterlandes zu seinen Mitgliedern zählt, welchem ebenso Vertreter deutscher Fürstenthümer wie Gelehrte von europäischem Rufe und namentlich auch eine große Anzahl von Amtsgenossen Delbrücks angehören.\*\*)

Sie alle stellt Delbrück auf eine Stufe

\*) Der erstere Aufsatz ist vollständig, der zweite im Auszuge abgedruckt in der Zeitschrift des Allgem. deutschen Sprachvereins 1887 Nr. 13 S. 208—210.

\*\*\*) Beispielsweise will ich erwähnen, daß folgende Leipziger Professoren den Aufruf zur Gründung eines Zweigvereins des allgem. deutschen Sprachvereins in Leipzig unterzeichnet haben: Friedrich Jarncke, Rudolf Hildebrand, Georg Ebers, Leskien, Wundt, die Konsistorialräte Baur und Fricke, Geh. Hofrat Stobbe; ferner die Privatdocenten v. Bahder und Kögel. Dem jetzigen Vorstande gehört unter anderen auch der berühmte Rechtsgelehrte Windscheid an.

mit der „patriotischen Ballettuse“, ihnen schleudert er den Vorwurf der „Albernheit“ entgegen. Welche Gründe bringt er dafür vor? Er stellt den Satz auf, daß die Fremdwörter, von gewissen bekannnten Mißbräuchen abgesehen, — also auch er macht trotz seiner Leidenschaft dieses Zugeständnis — nicht eine Verunreinigung und Entstellung der Sprache, sondern eine Ergänzung und Bereicherung derselben seien, und verweist im übrigen auf Rümelins Schrift, welche „in ganz vortrefflicher Weise“ den Beweis dafür erbringe. Zum Schlusse verwahrt er sich nochmals gegen die „Anmaßung, mit diesen Bestrebungen national sein zu wollen“ und warnt vor der Deutschtümelei: „Es giebt keinen gefährlicheren Feind für das wahre Deutschtum als die Deutschtümelei —; zu dieser Art Deutschtümelei gehört auch die Sprachreinigung, so wie sie jetzt betrieben wird.“ Daran knüpft er die Aufforderung, daß die wahren Anhänger des nationalen Gedankens die angebliche Reinigung, welche in Wahrheit eine Verstümmelung der deutschen Sprache sein würde, bekämpfen möchten.

Hätte Delbrück irgend welche Kenntnis von den Zielen des Sprachvereins, so hätte er sagen müssen, die jetzige Art der Sprachreinigung habe eben nichts zu thun mit jener alten Deutschtümelei, die alles Fremde blind verfolgte. Aber er hat Rümelin gelesen, das genügt ihm vollständig, um über den Sprachverein herzufallen. Es giebt zwar einen alten Satz: Eines Mannes Rede ist keines Mannes Rede, man soll sie billig hören beede! — aber so altväterische Grundsätze scheinen bei unserem jugendlich schneidigen Helden von der Feder nichts mehr zu gelten.

Der zweite Aufsatz Delbrücks ist etwas ruhiger und sachlicher abgefaßt. Er behandelt unter der Überschrift „Fremdwörter“ die Verdeutschungen der Heeresprache, welche durch die neue Schießvorschrift dienstlich eingeführt worden sind. Hier spricht das „Mitglied des deutschen Reichstags.“ Er beklagt, daß die Militärverwaltung damit einer Strömung nachgebe, die sich unstreitig seit längerer Zeit mit wachsender Kraft bemerklich macht, die aber doch auch einen so entschiedenen Widerspruch erfährt, daß man noch keineswegs absehen kann, ob das ganze Streben nicht binnen kurzem als ein verkehrtes und schädliches allgemein verdammt werden wird.“ Das klingt ein wenig kleinlaut gegenüber der heißblütigen Redeweise des ersten Aufsatzes. Nachdem er die Arbeiten Gildemeisters, Grimms und Rümelins erwähnt hat, macht er das weitere Zugeständnis: „Das Problem ist nicht so einfach, daß es mit den wenigen Zeilen abgemacht werden könnte.“ Vorher war es kein „Problem,“ da hieß es kurz und bündig: „Die angebliche Reinigung ist in Wahrheit eine Verstümmelung der deutschen Sprache.“

An dem Beispiele der Schießvorschrift sucht er nun nachzuweisen, „welchen Schaden solche gewaltsame Sprachbeschneidungen (!) anrichten können.“ Die dort eingeführten Verdeutschungen „Vorschrift“ für Reglement, „Gelände“ für Terrain, „Unebenheiten im Gelände“ für coupiertes Terrain, „Entfernung“ für Distance, „Mehrlader“ für Repetiergewehr finden seinen Beifall nicht. Er macht allerlei Aussetzungen; so bemerkt er zu Distance: „Hier möchte das deutsche

Wort das Fremdwort ziemlich wiedergeben, obgleich an Präcision immer einiges verloren geht. Bei Entfernung fühlt man sich versucht hinzuzufügen, von wo oder bis wo, was bei der scharf technischen Ausprägung des Wortes Distance gar nicht in Frage kommt.“ Ob wirklich ein deutscher Soldat diese Frage an seinen Unteroffizier richten sollte? Die Antwort würde jedenfalls an Klarheit nichts zu wünschen übrig lassen. Bei Mehrlader rügt er, daß „der Begriff Gewehr nicht ausgedrückt sei, man also der Unterscheidung von Revolvern und Revolverkanonen“ entbehre. Ich kann auch hier Delbrück nicht beistimmen. Sollte wirklich ein Soldat, der mit dem neuen Mehrlader bewaffnet wird, auf den Gedanken kommen, daß es vielleicht eine Revolverkanone sei? Delbrück findet, daß derartige Verdeutschungen „eine sehr gefährliche Proceedur, oft geradezu eine Verstümmelung unserer Sprache seien“: hoffen wir, daß das deutsche Heer, welches schon so Großes geleistet hat, auch mit dieser schwierigen Aufgabe fertig werde!

Von allgemeinerer Bedeutung sind zwei Sätze, welche Delbrück unabhängig von seinen Vorgängern gegen die Sprachreinigung ins Treffen führt:

1) Wir sollen Fremdwörter gebrauchen, damit wir unsere eigenen Wörter schonen.

2) Die Sprachreinigung hätte nur dann „einen Zweck, wenn es möglich wäre, die fremden Ausdrücke ganz zu beseitigen oder doch auf eine sehr geringe Zahl zu reduzieren.“

Das sind zwei Sätze, mit denen sich die Fürsprecher der Sprachreinigung auseinander setzen müssen.

„Gelände“, sagt Delbrück, „hat bisher eine mehr getragene poetische Färbung gehabt; wird es zu einem technischen alltäglichen Ausdruck, so geht dieser poetische Schmelz binnen kurzem verloren“. So werde Pfortner geschont durch Portier, Vaterlandsliebe durch Patriotismus, Feldherr durch General, Weisheit durch Philosophie. Die beiden letzten Beispiele sind wohl nicht glücklich gewählt; denn Feldherr und General decken sich ebenso wenig wie Philosophie und Weisheit. Was heißt aber Wörter schonen? Von der Sprache gilt der Satz: Rast' ich, so rost' ich. Wörter, die wenig gebraucht werden, geraten leicht in Vergessenheit. Gar manches schöne und bezeichnende deutsche Wort ist schon zu Tode geschont worden. Man denke nur an Wörter wie: Eiland, Ahne, Recke, Degen, Maid, Nar, Lenz, Hort, Fehde, Gau, hehr, reißig u. a., welche aus unserer Sprache entschwunden waren und erst in neuerer Zeit durch unsere Dichter der deutschen Sprache wieder geschenkt worden sind. Ist nicht das Wort Pfortner für Portier auch schon beinahe vergessen? Es giebt Leute, welche nie von Vaterlandsliebe, sondern immer von Patriotismus sprechen. Delbrück selbst gebraucht in beiden Aufsätzen, abgesehen von der Anführung an dieser Stelle, nicht ein einziges Mal das deutsche Wort, während das Fremdwort öfter vorkommt.

Nicht minder wunderbar ist der zweite Satz Delbrücks: Wenn nicht alle oder fast alle Fremdwörter beseitigt werden, dann hat die Sprachreinigung keinen



Zweck. Entweder alles oder nichts! Wenn Delbrück als „Mitglied des Reichstags“ nach diesem Grundsatz verfährt, so fürchte ich, daß er auf politischem Gebiete nicht mehr Lorbeeren pflücken wird als auf dem sprachwissenschaftlichen. Entweder alle Deutschen werden der Altersversorgung teilhaftig oder keiner! Entweder alle Güter polnischer Grundbesitzer innerhalb der deutschen Grenze werden angekauft oder keines! Wenn nicht alle oder fast alle Fehler der heranwachsenden Jugend ausgerottet werden können, dann lasse man sie verwahrlosen! „Kein Verständiger wird es der Mühe wert halten, die deutsche Sprache von einigen Hunderten von Fremdwörtern, mehr oder weniger, zu reinigen.“ — Der Sprachverein ist in der That so unverständlich, dies der Mühe für wert zu halten. Er freut sich über die Beseitigung eines jeden Fremdwortes und würde sich ganz besonders freuen, wenn Delbrück selbst in Zukunft das gute deutsche Wort Vaterlandsliebe statt Patriotismus gebrauchen wollte und wenn er in seinen späteren Veröffentlichungen die fremden Ausdrücke auf eine möglichst geringe Zahl „beschränkte“, aber nicht „reduzierte“, noch viel mehr aber, wenn er durch eine Prüfung der Ziele des Sprachvereins sich überzeugte, daß er sich und der von ihm mitgeleiteten Zeitschrift keine Dienste geleistet hat, als er die Bestrebungen des deutschen Sprachvereins mit den Albernheiten einer „patriotischen Ballettseife“ auf gleiche Stufe stellte.

## VI.

### Gründe gegen und für Sprachreinigung.

Fassen wir die Haupteinwendungen unserer Gegner noch einmal zusammen. Sie suchen die Berechtigung der Fremdwörter zu verteidigen: durch den Hinweis auf das Beispiel anderer Völker, auf die geschichtliche Entwicklung unserer Sprache, auf die Armut unserer Sprache und die Unmöglichkeit, neue Wörter zu schaffen, auf den Wohlklang der Fremdwörter, auf das Vorrecht des Schriftstellers, seine Ausdrücke zu nehmen, woher er nur wolle; auf die Fülle von Ableitungen und Weiterbildungen bei den Fremdwörtern, auf die wünschenswerte Schonung der deutschen Wörter, auf die Unmöglichkeit, alle oder wenigstens fast alle Fremdwörter zu beseitigen.

Diesen Gründen, welche für die Fremdwörter geltend gemacht werden, stelle ich folgende Sätze entgegen, welche nach der Ansicht der Sprachreiner den Kampf gegen die Fremdwörter nicht nur rechtfertigen, sondern sogar zur Pflicht machen.

1) Es ist eine auch von unseren Gegnern anerkannte Thatsache, daß sehr viele völlig entbehrliche Fremdwörter in der deutschen Sprache gebraucht werden. Ihre gewaltige Zahl läßt uns darin einen ungesunden Zustand erkennen.

2) Daß es sich in der That um eine krankhafte Erscheinung handelt, zeigt die Vergleichung mit anderen Völkern, welche weit weniger Fremdwörter haben und diese in ganz anderer Weise behandeln; namentlich zeigt dies auch der Spott der Ausländer über die deutsche Sprachmengerei.

3) Dasselbe lehrt uns die Geschichte des Fremdwörterwesens in Deutschland.

4) Fremdwörter sind zu vermeiden aus Rücksicht auf den Reichtum und die Bildungsfähigkeit unserer Sprache, aus Rücksicht auf den guten Geschmack, aus Rücksicht auf Klarheit und Sprachrichtigkeit und auf die Verständlichkeit für unsere minder gebildeten Volksgenossen.

5) Der Mißbrauch der Fremdwörter beruht auf übler Gewohnheit, auf Gedankenträgheit, auf Eitelkeit und namentlich auf dem deutschen Erbfehler der Ausländerei; darum ist die Bekämpfung dieses Übels eine nationale Pflicht.

Es sei mir gestattet, diese kurzen Sätze mit einigen Strichen weiter auszuführen.



## VII.

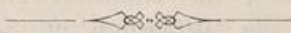
### Zugeständnisse unserer Gegner. Zahl der Fremdwörter.

Daß im Deutschen thatsächlich mit Fremdwörtern Mißbrauch getrieben wird, daß viele entbehrliche fremde Ausdrücke gebraucht werden, wird von unseren Gegnern ausnahmslos eingeräumt. Selbst Delbrück, der leidenschaftliche Eiferer gegen den Sprachverein, giebt „gewisse bekannte Mißbräuche“ zu. Sie erkennen auch an, daß es unrecht sei, Fremdwörter zu gebrauchen, wenn es völlig entsprechende deutsche Ausdrücke gebe. H. Grimm sagt, es liege schon innerhalb des gesunden Menschenverstandes, deutsche Wörter zu gebrauchen, wo sie vollgültig zu Gebote stehen; schon unsere natürliche Beschaffenheit weise uns darauf hin, lieber deutsche Worte zu gebrauchen als fremde; diese klängen im Munde eines Ungebildeten albern. Rümelin spricht dem Fremdwörterkampfe „einen festen Kern innerer Berechtigung“ zu, es gebe nichts Thörichteres und Widersinnigeres, als zu seinen Landsleuten in fremder Zunge zu reden, wenn die Muttersprache die dem Sinne vollkommen entsprechenden Worte darbiete. Bildemeister tadelt die üble Geschmacksrichtung der Deutschen, ihre Vorliebe für fremde Klänge, er nennt es ein „löbliches Bestreben,“ die „ansehnlichen Reste“ der entbehrlichen Fremdwörter völlig zu beseitigen; Ausdrücke wie vis-à-vis, à la Bismarck, per Stück findet er durchaus verwerflich oder geradezu scheußlich, ja er geht noch weiter als die eifrigsten Sprachreiniger, indem er Schriftsteller, die noch Hôtel, Etage, Bouteille schreiben, aus der guten Gesellschaft ausgeschlossen wissen will. — Wie viele Deutsche müßten da mit Rümelin ausgeschlossen werden! Es ist aber leider Thatsache, daß nicht nur im gewöhnlichen Leben und in den „niedrigen Regionen des Gedruckten,“ wie Rümelin sagt, sondern auf allen Gebieten schriftlicher Darstellung eine Unmenge unnötiger Fremdausdrücke angewandt wird.\*) Daß dies ein Mißbrauch ist, geben alle unsere Gegner zu; für den Gebrauch völlig entbehrlicher Fremdwörter tritt nicht ein einziger ein. Sie behaupten nur, das Übel sei nicht so schlimm, wie es die Sprachreiniger machten; Fremdwörter seien eine durch die geschichtliche Entwicklung der Sprachen bedingte Notwendigkeit; und sie verweisen auf das Beispiel anderer Völker, welche gleichfalls zahlreiche Fremdwörter aufgenommen hätten. Daß aber bei uns ganz andere Verhältnisse vorliegen, zeigt schon die Zahl unserer Fremdwörter.

\*) Beispiele findet man zahlreich bei Riegel, Hauptstück von unserer Muttersprache, S. 7 ff., und in desselben Verfassers Schrift „Der allgemeine deutsche Sprachverein“ S. 23 ff., auch in meinem Schriftchen: Das Fremdwörterunwesen in unserer Sprache. Heilbronn 1884.

In dem Heyse'schen Wörterbuche sind ungefähr 90000 Fremdwörter aufgeführt. Wenn wir auch von dieser Unsumme eine Anzahl Lehnwörter, Eigennamen, veraltete Ausdrücke, auch einige selten gebrauchte deutsche Ausdrücke, die mit aufgenommen sind, abzuziehen haben, wenn wir selbst 20000 Stück abziehen und die Zahl auf 70000 beschränken, so ist dieses doch immerhin eine wahrhaft riesige Ziffer. Rümelins Einwendung,  $\frac{9}{10}$  dieser Masse sei zu den Weltwörtern zu rechnen, habe ich schon zurückgewiesen: wenn diese Weltwörter in deutschen Schriften vorkommen, so gehören sie eben zu den deutschen Fremdwörtern, und es bleibt die Thatsache bestehen, daß es im Deutschen eine wahrhaft erschreckende Masse von Fremdwörtern giebt. Natürlich wird der größte Teil davon nur sehr selten, nur in Fachschriften gebraucht, sehr viele gehören zu den unentbehrlichen. Daß es sich aber bei der Frage der Verdeutschung nicht nur „um einige Dutzend oder auch Hunderte von Fremdwörtern“ handelt, wie Rümelin (S. 16) und sein Nachbeter Delbrück behaupten, das können wir auch ziffermäßig belegen.

Wir brauchen nur den Wortvorrat der Verdeutschungswörterbücher anzusehen. In diese sind nur diejenigen Fremdwörter aufgenommen, für welche sich ein deutscher Ersatz darbietet; die unentbehrlichen und die Lehnwörter sind ebenso wie die eigentlichen Fach- und Kunstwörter samt den selten vorkommenden und veralteten weggelassen. Und trotzdem finden sich in meinem „Wörterbuche von Verdeutschungen entbehrlicher Fremdwörter“, in welchem ich nur die gebräuchlicheren Ausdrücke aufgenommen und zumeist die abgeleiteten Wörter, deren Verdeutschung durch den Hauptausdruck nahe lag, weggelassen habe, gegen 6000 Wörter, in dem Verdeutschungswörterbuche von Sarrazin etwa 10000, in dem von Sanders 20000 Wörter. Das sind sprechende und — beweisende Zahlen.



## VIII.

### Vergleichung mit anderen Völkern. Fremdwörterbücher. Spott der Ausländer über unsere Wortmengerei.

Auch andere Sprachen haben fremde Ausdrücke angenommen, — so werfen unsere Gegner ein. „Ist es denn etwas so Schlimmes und Unwürdiges“, sagt Rümelin (S. 22), „wenn sich eine Volkssprache aus den Mitteln einer anderen bereichert? Hat nicht das stolzeste aller Völker einst in gleicher Weise von den unterjochten Griechen gelernt?“ Rümelin hat kein Glück mit seinen Beispielen. Allerdings haben die Römer außerordentlich viel von den Griechen gelernt, mehr als die Deutschen von den Franzosen, aber trotzdem haben die Römer verhältnismäßig sehr wenige Fremdwörter aus dem Griechischen aufgenommen. Die griechischen Lehnwörter sind, wie die vorzüglichen neueren Arbeiten über diesen Gegenstand zeigen, ziemlich häufig, aber gerade der für die Römer so nahe liegenden Versuchung, die griechischen Wörter unmittelbar aufzunehmen, haben sie widerstanden, weil sie zu geschmackvoll und zu stolz auf ihr Römertum waren. Die wenigen schlechten Schriftsteller, die sich der Wortmengerei schuldig machten, wurden verlacht, wie Cicero (*de offi.* I 31, 111) berichtet: *sermone eo debemus uti, qui natus est nobis, ne ut quidam Graeca verba inculcantes iure optimo rideamur.* Auch Horaz tadelt deshalb mit scharfen Worten seinen Vorgänger Lucilius. Mit welchen Gewissensbedenken hier und da einmal einzelne griechische Wörter, die sich im Lateinischen nicht ersetzen ließen, namentlich in philosophischer Darstellung aufgenommen wurden, dafür legen die Schriften Ciceros allenthalben Zeugnis ab (z. B. *Tuseul. Disp.* I 8, 15); und bekannt ist die von Sueton mitgeteilte Erzählung von Tiberius, welcher sich in einer Senats-sitzung ausdrücklich entschuldigte, als er notgedrungen das Fremdwort *monopolium* gebrauchte. Gerade die Vergleichung mit anderen Völkern ist überaus lehrreich, sie zeigt uns, daß die Fremdwörter im Deutschen eine ganz andere Stellung einnehmen als in den übrigen Sprachen.

Audere Völker nehmen auch fremde Ausdrücke auf, aber erstens weit weniger und nicht ohne Not, nur wenn ihre Sprache den betreffenden Begriff nicht mit eigenen Mitteln auszudrücken vermag; — wie gering ist z. B. die Zahl der Fremdwörter im Neugriechischen und in den slawischen Sprachen (für die letzteren berufe ich mich auf das Zeugnis eines ausgezeichneten Kenners, des Prof. Leskien); — und zweitens unterwerfen sie die fremden Ausdrücke in Aus-

sprache und Schreibung den Gesetzen ihrer eigenen Sprache, d. h. sie machen sie in den meisten Fällen zu Lehnwörtern. Wer merkt bei den französischen Wörtern *souper*, *fauteuil*, *quenelle*, *meringue*, *lansquenet*, *boulevard*, *écrevisse*, *étiquette* u. a., daß sie aus dem Deutschen entlehnt sind?\*) Die erst vor kurzem eingeführten neuen Begriffe *boe* und *chope* machen einen ganz französischen Eindruck, nicht minder die in die Sprache des gemeinen Volkes übergegangenen Ausdrücke, wie *friecht* (Frühstück), *spispouf* (Spitzbube); und dasselbe gilt von den wissenschaftlichen Kunstwörtern wie *métaphysique*, *dogmatique*, *Stoicien*, *diocèse* u. s. w. Dieselbe Erscheinung finden wir im Englischen. Die von Gildemeister S. 98 angeführten englischen Fremdwörter *aristocracy*, *myopy*, *prevarication*, *evolution* u. s. w. haben sich im Sprechen und Schreiben der Landessprache gefügt. Obgleich das Englische eine Mischsprache aus dem Germanischen und Romanischen ist, haben es doch die Engländer besser als die Deutschen verstanden, die romanischen Bestandteile ihrer Sprache dem germanischen Grundcharakter derselben anzupassen; namentlich vermeiden sie die den germanischen Sprachen so völlig widerstrebende Betonung der letzten Silbe. Nicht anders ist es im Italienischen. Wer vermutet deutschen Ursprung bei den italienischen Wörtern *mondualdo*, *bandito*, *poltrone*, *tregua*, *gonfalone*, *searamuccia*?\*\*) Und wenn man Namen hört, wie *Garibaldi*, *Grimaldi*, *Umberto*, *Aldobrandini*, *Allighieri*, so denkt man schwerlich daran, daß das echt deutsche Namen\*\*\*) sind in italienischer Umformung.

Die Russen, die ihre Kultur hauptsächlich aus Deutschland erhalten haben, mußten natürlich auch deutsche Wörter aufnehmen, obgleich nicht viele. Aber auch hier gewahren wir dieselbe Erscheinung. Die deutschen Wörter veränderten ihre Gestalt meist derartig, daß man sie kaum wiedererkennt. Welches deutsche Wort ist *woksal*? Man wird schwerlich herauslesen, daß es unser „Wartesaal“ ist. *Feiwrk* ist Feuerwerk, *galstue* Halstuch, *forétor* Vorreiter und dergl.

Trotz dieser größeren Anpassung des fremden Sprachgutes an das eigene sind aber doch andere Völker gegen die häufige Anwendung solcher entlehnten Wörter überaus empfindlich. Ich kann mich mit dieser Behauptung auf einen Zeugen berufen, der von unseren Gegnern sicherlich anerkannt wird, auf Gildemeister selbst, der als trefflicher Kenner des Französischen und Englischen ausdrücklich hervorhebt, daß im Französischen die Wiederkehr solcher Ausdrücke den feineren Geschmack verletze, daß der durchschnittliche Engländer bei allzuhäufigem Gebrauche bei sich denke „hang these foreign terms!“; ja, daß auch den litterarisch gebildeten Engländer solche Wörter „als Fremdlinge anmuten“, daß man an

\*) Sie sind entstanden aus: Suppe, faltstuhl (woraus unser jetziges Feldstuhl), Knödel, Mehringen (ein Dorf bei Trier), Landsknecht, Bollwerk, Krebs, stecken.

\*\*) Sie sind entlehnt aus: Mundwalf (Vertreter einer Frau), Bann, Polster, Treue (althochdeutsch *triwa*, woraus auch französisch *trève*), altddeutsch *gundfano* = Kriegsfahne, schirmen, (aus dem italienischen *searamuccia* ist wiederum unser Schirmmügel entlehnt; vergl. *Vict. Hehn*, *Italien*, S. 210 f.).

\*\*\*) Der Speerkühne (ger *balt*, jetzt *Gerbel*), Grimwald, Hunibrecht, Alt Brand, Wdalger.

Gibbon, an Dr. Johnson u. a. die Vorliebe für vielstellige Wörter romanischen Ursprunges tadelt, dagegen „das reine Englisch“, d. h. die sparsame Verwendung solcher lateinischen Einwanderer, an Milton und an der Bibelübersetzung lobt (S. 97 f.). Und Heinrich Teweles (Kampf um die Sprache S. 71) erzählt, daß vor nicht langer Zeit Lord Granville ein Rundschreiben an die diplomatischen Vertreter Englands erlassen habe, in dem er den um sich greifenden Gebrauch von Fremdwörtern rügt und sogar eine Liste von Wörtern mitteilt, die als Eindringlinge anzusehen und aus dem diplomatischen Verkehr unbedingt zu verbannen seien. Mustert man diese Liste, so muß man über die Strenge erstaunen, mit welcher Granville vorgeht; denn insbesondere die englische Sprache als das merkwürdigste Gemenge zweier grundverschiedenen Sprachen kann das Eindringen fremder Wörter nie so empfindlich spüren wie etwa die deutsche.

Auch die Deutschen haben in früherer Zeit die ihnen zuströmenden fremden Ausdrücke sich mundgerecht gemacht. Dies zeigen uns die zahlreichen alten Lehnwörter, die eine so schätzbare Bereicherung unserer Sprache bilden. Aber seit mehreren Jahrhunderten hat dies in der Hauptsache aufgehört, jetzt bestrebt man sich, die Fremdwörter mit ängstlicher Genauigkeit so zu sprechen und zu schreiben, wie in der betreffenden Sprache selbst, auch wenn die eigenen Sprachwerkzeuge sich dagegen sträuben, auch wenn die betreffenden Lautzeichen unserer Schrift fremd sind. Man denke nur an Wörter wie Gentleman, Lynch, Steeple-chase, Coast, Shoddy, Detail, Jalousie, Nuance, Embonpoint, Advantage, Don Quixote u. a. Ferner legen wir nach französischer Art bei sehr vielen Fremdwörtern den Hauptton auf die letzte Silbe im Widerspruch mit dem Betonungsgesetz unserer Sprache und erhalten so wirklich fremdartige, undeutsch klingende und aussehende Gebilde, Fremdwörter im eigentlichen Sinne des Wortes.

Daß diese bei uns eine ganz andere Stellung einnehmen als in anderen Sprachen, kann man schon daraus erkennen, daß wir das einzige Volk sind, welches Fremdwörterbücher hat und haben muß: denn ohne solche Hilfsmittel kann der Deutsche seine Sprache nicht verstehen. Auch hierfür kann ich Zahlen anführen. Ich habe die Namen von Verfassern deutscher Fremdwörterbücher gesammelt und bin damit gegenwärtig bereits bis auf 93 Nummern gekommen. Viele dieser Bücher sind aber ohne Angabe des Verfassers erschienen. Mehrere von ihnen sind in einer großen Zahl von Auflagen verbreitet, wie Heyse, Petri, Weber, Prätorius, Kiesewetter, Kaltschmidt, Schweizer u. a. Diese Zahl lehrt, wie groß das Bedürfnis nach einem solchen Verständnisvermittler unter den Deutschen ist, und zwar nicht nur bei den Angelehrten, sondern auch bei den Gelehrten. Denn selbst die umfassendsten Sprachkenntnisse können uns einen Heyse oder Petri nicht ersparen; ich erinnere nur an die wunderbaren Ausdrücke, welche ich oben S. 57 f. aus Rümelins Verzeichnis „unentbehrlicher“ Fremdwörter angeführt habe. Kann uns die Kenntnis des Lateins zum Verständnis der Wörter Absentismus, Officialat, Censit und dergl. verhelfen?

Die Vergleichung mit anderen Völkern ist für unsere Frage noch in anderer Beziehung wichtig. Wenn bei uns dieselben Verhältnisse vorlägen, wie in

anderen Sprachen, so könnten doch die Angehörigen anderer Völker unmöglich in unserem Fremdwörterwesen etwas Befremdliches finden. Das ist aber der Fall; die Ausländer, die Deutsch lernen, sind immer in hohem Maße verwundert, daß die deutsche Sprache so wenig deutsch sei; sie können nicht begreifen, daß für die gewöhnlichsten Dinge des gemeinen Lebens fremdländische Ausdrücke gebraucht werden. Namentlich die Franzosen spotten über die Deutschen, welche nicht Schneider oder Schenkwirt heißen wollen, sondern sich Tailleur und Restaurateur nennen; höhnisch halten sie uns vor, man gehe in Deutschland nicht spazieren, sondern promenieren, man esse nicht zu Mittag, sondern man diniere; wenn man jemand auf den Fuß trete, bitte man nicht um Entschuldigung, sondern um Pardon, und wenn man sich trenne, rufe man sich Adieu zu. Vor nicht langer Zeit ging durch die deutschen Zeitungen ein Aufsatz des Franzosen Sarcey, welcher die Nachahmungsfucht der Deutschen verspottete und mit den Worten schloß: „Frankreich kann es durchaus nicht als eine stillschweigende Ehrenerklärung für seine Sprache betrachten, wenn ein Volk, dessen Sprachreichtum ein so bedeutender ist, wie der der Deutschen, die französische Sprache so mörderisch entstellt, wie dies in Deutschland geschieht.“ Auch ernste französische Gelehrte spotten über unsere geschmacklose Sprachmengerei: ein Aufsatz in der Revue critique vom Jahre 1873 rügt *ee style à moitié français, qui passe aujourd'hui pour de l'allemand*; und im vorigen Jahre äußerte sich dieselbe hochachtbare Zeitschrift bei der Besprechung von zwei deutschen Geschichtswerken, der Stil dieser Bücher sei äußerst merkwürdig, die Mißachtung, welche die Verfasser gegen ihre Muttersprache an den Tag legten, sei eine ausdrückliche Widerlegung des Satzes, daß gerade die Gelehrten vermöge ihrer Studien die genaueste Kenntnis der Muttersprache und ihrer Feinheiten haben müßten: die Sprache dieser Herren ist nicht mehr deutsch und wird niemals französisch werden. (Andere Beispiele s. in meinem Wörterbuche von Verdeutschungen S. 18.) So könnten die Ausländer nicht reden und spotten, wenn sie selbst unter dem Banne der Fremdwörter ständen.

---



## IX.

### Geschichtliche Entwicklung des Fremdwörterwesens.

Welch gewaltiger Unterschied zwischen den Fremdwörtern im Deutschen und den ausländischen Bestandteilen anderer Sprachen besteht, kann man am besten aus der Geschichte des Fremdwortes in unserer Sprache ersehen. Schon oben bei der Widerlegung der Rümelin'schen Ansicht, daß wir die Fremdwörter unseren großen Dichtern und Denkern und der Erhebung unserer Sprache zur „Classicität“ zu verdanken hätten, habe ich kurz auf diesen Punkt hingewiesen, ich möchte diesem aber noch einiges hinzufügen.

In alter Zeit hatte das Lateinische den größten Einfluß auf unsere Sprache: wurde doch die ganze Kultur des Altertums und das Christentum zunächst durch diese Sprache uns vermittelt. Damals wurden aber die lateinischen Ausdrücke im Deutschen ebenso behandelt wie die Fremdwörter bei anderen Völkern, sie wurden deutscher Form und deutschem Klange angepaßt, sie wurden Lehnwörter. Die deutsche Sprache, wie sie uns in den Meisterwerken der mittelhochdeutschen Zeit entgegentritt, zeigt eine große Feinheit und edelsten Wohlklang, und sie ist — von einigen französischen Fremdwörtern der Hofsprache abgesehen\*) — durchaus rein und echt deutsch. Auch unsere jetzige Schriftsprache zeigt in der ersten Zeit dieselbe Reinheit, man denke nur an die Schriften von Hans Sachs, Fischart und Luther. Aber sehr bald dringen lateinische Fremdwörter ein. Durch das Wiederaufleben der Wissenschaften und durch die Einführung des römischen Rechts wurde das Lateinische, das schon früher so großen Einfluß gehabt hatte, allmächtig. Alle wissenschaftlichen Schriften wurden in lateinischer Sprache abgefaßt: deutsche Bücher konnte ja, wie der Theologe Flacius äußerte, jeder Dorfküster schreiben! Waren die Gelehrten genötigt, statt des geliebten Lateins Deutsch zu schreiben, so mischten sie möglichst viele lateinische „termini“ mit ein. „Was hetten wir noch zumal für ein sprach, wann die latein nit wär, welches dem Teutschen nit eine kleine zier gibt“ — so sagt der Verfasser des ersten deutschen Fremdwörterbuchs, Simon Rot (1572). Über die Sprachmengerei in den Streitschriften zu Luthers Zeiten urteilt Rückert in der Geschichte der neuhochdeutschen Schriftsprache II 156: „Jene Sprachmengerei einzelner Latinismen war häßlich genug, besonders da bei diesen Leuten — es bald die Mode erforderte, es nicht bloß bei einem ganz oder halb fremdwüchsigem Worte bewenden

\*) Man vergleiche die genauen Untersuchungen von W. Steiner (Bartsch, Germanistische Studien II, 239—258) und H. Fischer (Bartsch, Germania 27, 236).

zu lassen, sondern womöglich ganze Geschwader davon dem andächtig bewundernden Leser vorzuführen. Wie in den Kanzleien, so wurden auch schon in den Studierstuben und vor dem Bücherschranke ganze Sätze geschrieben, die zur Hälfte oder zu zwei Dritteln lateinisch sind, wo das Deutsche nur als schleppentragende Magd die einzelnen Teile des Aufputzes demütig zusammenzuhalten hat.“ Als Beispiel dieser Gelehrtensprache führe ich einen Satz aus dem Gutachten der Tübinger Juristen-Facultät über eine Geisterbeschwörungssache vom Jahre 1715 an (vergl. Wilh. Hollenbach, Bilder aus Thüringen I. 51 f.). Dort heißt es: — „indem noch nicht gewiß, ob angeregte äußerliche maculae, vibices etc. an erwehntem Jenner bey seinem Leben vorhanden gewesen, auch ab affectu comatoso mortifero solche flecken und stigmata propter circulationem sanguinis turbatam entstehen mögen, wie denn dergl. bey denen apoplecticis und epilepticis in agone mortis constitutis insgemein geschieht, und die exeretio cruenta per os und relaxatio linguae a paralyti, impedita circulatione, und daß die Zunge nicht schwarzbraun, sondern natürlicher Farbe anzusehen gewesen, vornehmlich daher, daß dieses subjectum nicht suffocatione und von Erstickung (!) gestorben, vielmehr vom comatoso sed apoplectico affectu kommen können, maßen die beyden Personen in keinem fuligine crassiore geblieben, sondern bloß als unempfindlich und einschlaffend verschieden, so wohl die Erfahrung giebet, daß nicht allein der dick-Rauch der Kohlen, sondern auch subtiles und a priori unempfindliches miasma, sulphur narcoticum genannt, ohne dergleichen dicken Rauch einen Menschen tödten und umbringen möge, gestalt es nicht suffocando, sed spiritus animales intra cerebrum et per nervos undulantes supprimendo, figendo et exstinguendo geschieht, daher aus angeführten Umständen, daß Weber von denen Kohlen, oder so genanntem Gas sulphuris in einen elenden Zustand gesetzt, hingegen Gephner und Jenner gar dergestalt getödtet worden, geurtheilet werden mag —.“

In diesem Schriftstücke kommt auf 3 deutsche Wörter bereits 1 lateinisches. Wie tief eingewurzelt diese schlechte Gewohnheit war, kam man aus dem Dankschreiben, welches Valentin Andreä nach seiner „Acceptation“ in der Fruchtbringenden Gesellschaft de dato 16. December 1646 an die Gesellschaft richtete (vergl. Joh. Kelle, die Verwelschung der deutschen Sprache, in der Zeitschrift Nord und Süd 1882 S. 260): „Ich habe salva thesi August. confessionis jederzeit vitiliginem, altereationem und pugnacitatem abhorriret. Und hätte so gern mögen, ut omnes gladii in vomeres excolendo agro domini et exscindendo infeliei lolio conversi fuerint. Womit wir dan zu tuhn genug haben würden. — Das Wort Müde ist in Mürbe sehr wohl verendert und reimet sich besser auf mich, qui non tam fessus, quam fracidus et putris sum. Das Symbolum etsi a favente iudicio profectum, nehme ich jedoch tamquam bonum omen mit Unterthänigkeit gehorsam an. Ob mir ferner ansuchen von nöthen oder E. f. G. mich gnädigst vertreten wollen; dero pro conciliatore ich ohne das höchst obligiret, haben E. f. G. mir ferner gnädigst anzudeuten und haben in eventum ich gleichwohl dieses wenige auf ratification aufgesetzt.“

So schreibt ein Gelehrter nach seiner Aufnahme in eine Sprachgesellschaft, welche die Reinigung der Muttersprache als ihr Hauptziel anstrebte!

Diese gelehrte Unsitte hat lange Zeit bestanden. Als vor 200 Jahren Christian Thomasius in Halle zum ersten Male Vorlesungen in deutscher Sprache zu halten wagte, wurde er heftig angegriffen und geschmäht: es gab eben damals mehr als einen Delbrück, den solche „Albernheiten“ verdrossen. Erst ganz allmählich hat sich die deutsche Wissenschaft von dem Gebrauche des Lateinischen losgemacht, und wenn man die deutschen Gelehrten wegen ihres Mangels an Geschmack und Formsinn anderen Völkern gegenüber nicht mit Unrecht tadelt, so liegt dies wohl zum guten Teile an dem lateinischen Jopfe, der unserer Wissenschaft so lange angehangen hat. Was ist es denn anders als ein Rest jenes alten, steifleinenen Gelehrtenstiles, wenn Rümelin von „recipierten“ Fremdwörtern, von einem „Apparat fremdländischer Wörter“, von „Genuswort“, von „legalen“ Fremdwörtern, von „akademischen Disciplinen“ redet? In allen Wissenschaften kann man Proben davon in Menge finden;\*) aber auch in die Sprache des gewöhnlichen Lebens sind viele solche lateinische Wörter und Redensarten eingedrungen und haben sich hier bis auf unsere Tage erhalten. Ich erinnere an die bekannten Wendungen: etwas ad oculos demonstrieren, tabula rasa machen, ad absurdum führen, etwas ad notam nehmen, a limine abweisen, in suum et sanguinem übergehen, in extenso erzählen, eum grano salis verstehen, ab ovo beginnen, in corpore gratulieren, Allotria treiben, in suspenso lassen u. s. w. Man redet von einer captatio benevolentiae, von einem Unicum, man schaltet mit einer Sache ad libitum, die Behörden schicken ihre Akten brevi manu, sub fide (voto, petitione) remissionis, man zahlt die Zinsen ultimo Mai huj. (huius anni), oder a. e., auch er. (anni currentis), wer keinen Wagen hat, der geht per pedes apostolorum, kommt er post festum, so versteht es sich per se, daß er ausgelacht wird, wenn man ihn auch vielleicht pro forma bemitleidet; der Seitenbetrag heißt latus, das Blatt folium, der Band volumen, die Seite pagina, und so geht es fort in infinitum.

Vater und Sohn unterscheidet man durch senior und junior, man wendet Beispiele an mutatis mutandis, wer vor Gericht nicht erscheint, wird in absentia oder in contumaciam verurteilt, der Bildhauer schreibt auf sein Werk inv. und fec. (invenit, fecit), der Maler pinx.\*\*\*) oder del. (pinxit, delineavit), der Kupferstecher sculps. (sculpsit). Ungefähr drückt man aus durch circa oder durch das unklassische praeter propter, sonst durch alias, beziehentlich durch respective, betreffenden falls durch eventualiter; bringt man rite ein Hoch aus, so tönt es

\*) Ich verweise hier nur auf mein Schriftchen über Fremdwörterunwesen, wo ich auf S. 43—53 zahlreiche Beispiele zusammengestellt habe.

\*\*) Über dieses pinx. brachte der Dorfbarbier im Jahre 1884 folgende kleine Geschichte aus dem Museum: „Wirklich kolossal! Wo man hinsieht, ein Ping; Raffael Ping! — Correggio Ping! — Rubens Ping! — Die Pinge müssen ja eine formidabile familie gewesen sein. — Und alle Maler! — Entsetzlich!“

vivat, und ist man mit einer Beweisführung glücklich zu Ende gekommen, so schließt man mit einem wohlgefälligen: quod erat demonstrandum.

Viele lateinische Wörter lesen wir in abgekürzter Form, wie cf. (confer), ex cl. incl. (exclusive, inclusive), dt. (dedit), e. o. (ex officio), m. p. (manu propria), NB. (nota bene), N. N. (nomen nescio), p. p. (praemissis praemittendis oder perge, perge), vac. (vacat), V. (vidi oder verte). Ja einige dieser Abkürzungen sind zu bloßen Zeichen geworden, die meist nicht mehr verstanden werden, wie  $\text{d}$  (denarius),  $\text{li}$  (libra), & (et). Häßlicher ist es, wenn das Lateinische, um mit Gildemeister zu reden, „in die constructiven Teile des Satzbaues“ eindringt, wie wenn es heißt: „ad 2 ist auf Vorschrift sub 4 hinzuweisen“. W. Gensel macht in seinem vortrefflichen Aufsätze über Sprachliche Unarten deutscher Juristen (Leipz. Zeitung, wissenschaftliche Beilage vom 19. Februar 1885) zu diesem Satze die Bemerkung, dann könne man auch sagen: „Er hat es ex Bosheit und eum Vorsatz gethan“, oder „der Vater giebt seine Einwilligung ad Verhehlung seiner Tochter eum Müller nur sub gewissen Bedingungen.“

So sehen wir, wie das Lateinische, wenn es auch aufgehört hat Gelehrtensprache zu sein, doch allenthalben noch in unserer Sprache sichtbare Spuren seiner früheren Herrschaft zurückgelassen hat.

Weit mächtiger und tiefer aber wurde der Einfluß des Französischen. Doch trat die Überschwemmung mit französischen Fremdwörtern wesentlich später ein. Das erste Fremdwörterbuch vom Jahre 1572 enthält fast nur lateinische Ausdrücke, erst gegen Ende des 16. Jahrhunderts beginnt allmählich das Einströmen französischer Wörter. Dieses nimmt gewaltig überhand im Laufe des dreißigjährigen Krieges und erreicht etwa in der Mitte des 18. Jahrhunderts seinen Höhepunkt. Während es noch im 16. Jahrhundert für ein Zeichen von Gelehrsamkeit galt, wenn ein deutscher Fürst französisch verstand, wurde im 17. Jahrhundert die Sprache Frankreichs bald ein unentbehrlicher Bestandteil feinerer Bildung. Deutsche Fürsten reisten nach Paris, um dort französische Sprache und Sitte zu lernen; ihrem Beispiele folgten die vornehmen Stände. Bald waren diese Bildungsreisen in allgemeinem Gebrauche. Und alle, die zurückkehrten, wurden Apostel des abgöttisch verehrten Welschtums. Schon GrimmeLshausen spricht sich in seinem Teutschen Michel (1643) erbittert über diese Narrheit der Deutschen aus: „Ein solcher halbgebachener Sprach-Hans kommet so dann hernach heim und meinet wunder, was für ein Cavalier und resonable Person er seye, weil er französisch (vielleicht auch liederlich genug) könne oder wohl gar seine Kunst aus Frankreich selbst geholet. Thür und Thor solte man alsdann gleich aufmachen und den Narren durchstolzen lassen.“ Ähnlich klagt die Neue aufgeputzte Sprach-posaune (1648), es sei eine wahre Schande, „jeder, der sich 5 Thaler kann berühmen“, wolle nach Frankreich reisen, und „wann ein Teutscher ein viertel Jahr in Frankreich gezucket“, müsse er französische Brocken mit einmengen. — In den Fürstenhöfen gehörte es bald zum guten Ton französisch zu sprechen. An dem Hofe des Großen Kurfürsten, dessen deutscher Sinn nicht zu bezweifeln ist, der überdies Mitglied der Frucht-

bringenden Gesellschaft war, hörte der Geschichtsforscher Leti während eines sechswöchigen Aufenthaltes in Berlin nie einen Edelmann oder eine Dame deutsch sprechen (vgl. H. Liesche, Einfluß der französischen Sprache auf die deutsche, Dresden 1871, S. 45 N. 2). Und selbst Friedrich Wilhelm I., der geschworene Feind alles undeutschen Wesens, sprach, wenn Besuch bei Hofe war, stets französisch. Aber nicht nur in der Sprache, sondern auch in Sitten und Einrichtungen ahmte man die Franzosen nach. Das Heerwesen wurde nach französischem Muster umgestaltet, die schönen alten deutschen Kriegsausdrücke wurden durch französische verdrängt, die Formen der Geselligkeit, die Kleidung, die Küche, das Theater, die Staatsverwaltung, namentlich das Zoll- und Steuerwesen — alles wurde auf französischen Fuß gebracht. Der Krebschaden der Französelei griff immer weiter und weiter um sich. Umsonst suchten vaterlandsliebende Männer wie Opitz, Moscherosch, Lauremberg, Grimmelshausen, Schottel, Morhof, Gryphius, Logau, Rist, Jesen dagegen anzukämpfen, umsonst wurden die bekannnten Sprachgesellschaften gegründet. Wenn diese auch, wie die neueren Forschungen bewiesen haben, in vieler Beziehung segensreich gewirkt haben, so vermochten sie doch nicht dem lawinenartig sich vergrößernden Übel Einhalt zu thun: die staatliche Ohnmacht Deutschlands, die Verarmung und Verrohung seiner Bewohner infolge des unglückseligen dreißigjährigen Krieges ließ solche Aufrufe an das deutsche Vaterlandsgefühl ungehört verhallen, Deutschland versank im Welschtum. Die Abhandlungen der Berliner Akademie der Wissenschaften, welche nach dem besonderen Wunsche ihres königlichen Stifters auch „auf die Kultur der deutschen Sprache gedenken“ sollte, erschienen vom Jahre 1744 an in französischer Sprache. Wie in unserer Zeit Verdeutschungswörterbücher zur Vermeidung von Fremdwörtern verfaßt werden, so gab man damals Anweisungen zum Gebrauche der Fremdwörter heraus. Ich kenne ein derartiges Buch, welches 1714 in 3. Auflage erschienen ist unter dem Titel: „Commodos Manual Oder Hand-Buch, Darinnen zu finden I. Eine compendieuse Methode zu einer galanten Conduite, wie auch [re]commendablen Politesse in zierlichen Reden und wohlanständigen Gebehrden zu gelangen; II. Ein vollkömmlisches Dictionnaire, in welchem die meisten in civili vitä vorkommenden Termini und gewöhnlichen Redens-Arten ordine Alphabetico eingerichtet u. s. w.“ In der Vorrede bemerkte der Herausgeber, er habe „einen ausführlichen teutschen indicem annectiret, auff daß die, so par exemple in ihren Brieffen einen Terminus setzen wollen, sich aber so fort darauff nicht besimmen können oder wohl keinen wissen, zu solchem Register recurriren, das verlangte Wort nachschlagen, und es so dann zu ihrem Vorhaben employren.“ Daß damals das weibliche Geschlecht eine besondere Vorliebe für Fremdwörter hatte, erfahren wir aus dem folgenden: „Insonderheit weil auch das Frauenzimmer sehr begierig ist, in ihren Reden und Schreiben mit frembder Sprache sich hören zu lassen, so haben sie allhier gleichfalls eine Anweisung, bei ihrer anderen Galanterie sich hierinnen zu exereiren. Dem sie ohne Zweiffel wissen, daß dergleichen von ihnen vorgebrachte Reden ihnen einen sonderlichen Gloire machen.“

Kein Wunder, wenn unter solchen Verhältnissen selbst ein so deutscher Fürst wie Friedrich Wilhelm I. von Preußen ein schlechtes Deutsch schreibt, wie sein berühmter Ausspruch zeigt: „Ich stabiliere die Souveränität wie einen Kocher von Bronze.“ Auch der denkwürdige Brief, in welchem er seinem großen Sohne kurz angebunden mitteilt, daß er ihn verlobt habe, ist dafür bezeichnend. Er schreibt ihm am 4. Februar 1732: „Ihr könnt wohl persuadiret sein, daß ich habe die Prinzessinnen des Landes durch andre, so viel als möglich ist, examiniren lassen, was sie für Conduite und Education; da sich dann die Prinzessin, die älteste von Bevern gefunden, die da wohl aufgezogen ist, modeste und eingezogen; so müssen die Frauen sein. Die Prinzessin ist nit häßlich, auch nit schön. Sie ist ein gottesfürchtig Mensch und dieses ist Alles und comortable sowohl mit Euch als mit den Schwiegereltern“ — (Oncken, das Zeitalter Friedrichs des Großen, I. 254).

Mit dieser Vorliebe für das Französische ging natürlich eine völlige Verachtung der Muttersprache Hand in Hand. Das Deutsche war die Gesindesprache. Es galt der Grundsatz *qu'il faille parler par la langue française seulement aux grands seigneurs mais par la langue allemande aux mécaniques et aux rustiques* (Liesche a. a. O. S. 50). „Der deutsche Gelehrte, Künstler, Graf und Freiherr“, sagt Arndt, „schämt sich nicht, seine Muttersprache zu sprechen, wie sein Bedienter und Kutscher sie spricht. Er würde untröstlich sein und bis an die Ohren erröten, wenn man ihm sagte, er spreche französisch, wie ein Bauer in der Auvergne“. In derselben Weise äußert sich B. J. Dozen in einem trefflich geschriebenen Aufsätze der Zeitschrift *Nemesis* vom Jahre 1814, S. 294: „Haben wir es so selten erlebt, daß adliche Herren und Frauen, die mit geläufiger Zunge den immer doch nur höchst dürftig gefaßten Umfang des Französischen in Übung setzten, nun, wenn sie gerade Teutsch zu reden hatten, statt als feine und gebildete Menschen uns zu erscheinen, auf einmal durch Accent und übrigen Gehalt zu dem gemeinsten Volk herabsanken? So büßten sie die große Verkehrtheit, mit Redeformen des Auslandes zu spielen und zu glänzen, da sie doch zuerst hätten lernen sollen, in der Sprache des eigenen, freien Landes sich edel und schön auszudrücken.“ Ja schon im Jahre 1644 wird diese Klage erhoben in der zu Straßburg erschienenen Schrift „Der Teutschen Sprache Ehrenkrantz“, wo den Deutschen vorgehalten wird, daß „in frembder Sprach den geringsten Fehler reissen ein Todsünde, hingegen in der Muttersprach eine Bachanterey vber die andre begehen, keine schande sey.“

Wie geringe Kenntnis im Deutschen selbst hochgebildete Männer hatten, zeigt das Beispiel Friedrichs des Großen, dessen bekannter Ausspruch, daß jeder nach seiner *façon* selig werden könne, folgende wortgetreue Fassung hatte: „Die Religionen Müßen alle Tolleriret werden und Nus der fiscal nuhr das Auge darauf haben, das keine der andern abrug Tuhe, den hier mus ein jeder nach seiner *façon* Selich werden“ (Büchmann, Geflügelte Worte S. 247).

Deutsche Bücher wurden in der vornehmen Gesellschaft sehr wenig gelesen. In einem Briefe aus dem Jahre 1787 erzählt Wieland (Ausgew. Briefe III,

391), daß der französische Graf von Boufflers „den ersten Grund zu seiner (Wielands) nachmahlichen Reputation in Wien“ gelegt habe, indem er „einigen dortigen Damen vom ersten Range seine „Grazien“ stückweise ins Französische übersezte und ihnen tüchtig dabey den Text las, daß sie, als deutsche Frauen, ihren Landsmann, der solche Verse zu machen wüßte, und den er so höflich war, einen Günstling der Grazien zu nennen, erst durch einen Franzosen kennen lernen müßten.“

So wird man die beschämende Thatsache begreifen, daß die in gutem Deutsch geschriebene Metaphysik des Philosophen Wolf auf Befehl Friedrichs des Großen in das Französische übertragen wurde (la belle Wolfienne), damit die vornehmen Kreise Deutschlands das Werk des deutschen Philosophen besser verstehen könnten! Kann man es da Voltaire verdenken, wenn er von Deutschland aus den Franzosen zuruft: „Wohin man sich auch wenden mag, überall ist man in Frankreich! Ihr habt, meine Herren, die Universal-Monarchie erlangt, die man Ludwig XIV. vorwarf und von deren Besitz er weit entfernt war.“

In jener Zeit schien in der That die deutsche Sprache völliger Verwelschung nahe. Leibnitz sprach damals die Befürchtung aus, das „Teutsch könne in Teutschland selbst nicht weniger verloren gehen als das Engelsächsische in Engelland“; und in neuerer Zeit haben Gervinus und Rudolf von Raumer dieselbe Ansicht aufgestellt. Aber mag dies auch übertrieben sein, — daß unsere Sprache wirklich in Gefahr war, beweisen folgende zwei Thatsachen: Der größte deutsche Gelehrte jener Zeit, Leibnitz, welcher für sein Deutschtum ein warmes Herz hatte und in seinen „Unvorgreiflichen Gedanken“ goldene Worte über die Pflege der Muttersprache niedergelegt hat, schrieb seine wissenschaftlichen Werke in lateinischer und französischer Sprache. Und einer der größten Meister deutscher Rede, Lessing, hatte die Absicht, seinen Laokoon französisch zu schreiben, ja er hatte sogar schon damit begonnen\*).

Daß das drohende Verhängnis über unsere Sprache nicht herein- gebrochen ist, hat sie ihrer angeborenen Kraft und namentlich unseren großen Klassikern zu danken. Man begreift aber, wenn man diese geschichtlichen Verhältnisse ins Auge faßt, warum Lessing, Goethe und andere Schriftsteller jener Zeit oftmals über die Sprödigkeit der deutschen Sprache Klage erheben; und man begreift so auch die vielen Fremdwörter in den Briefen jener Männer, in denen sie mehr der damaligen Umgangssprache folgten. Sind doch noch bis

\*) Es sei mir gestattet, wenigstens eine Stelle aus diesem denkwürdigen Bruchstücke anzuführen: Il y a quelques années, que j'en ai donné le commencement en Alemand. Je vais le rediger de nouveau et d'en donner la suite en François, cette langue m'étant dans ces matieres tout au moins aussi familiere, que l'autre. La langue allemande quoique elle ne lui cede en rien étant manié comme il faut, est pourtant encore à former: à creer meme, pour plusieurs genres de composition, dont celui-ci n'est pas le moindre. Mais à quoi bon se donner cette peine, au risque meme de n'y reussir pas au gout de ses compatriots? Voilà la langue françoise deja toute crée, toute formée: risquons donc le paquet (vgl. Lessing's Werke B. 6, S. 327 der Hempelschen Ausgabe).

auf den heutigen Tag zahlreiche französische Ausdrücke in der Sprache des gewöhnlichen Lebens heimisch geblieben, Wörter wie vis-à-vis, à propos, eh bien, merci, pardon, voilà tout, au revoir, adieu, allons, apporte, ci-devant, cause célèbre, chronique scandaleuse, billet doux savoir-vivre, jeunesse dorée, sans façon, comme il faut, sans gêne, à tout prix, chacun à son goût, tout comme chez nous, en grand seigneur, en passant, en canaille, enfant terrible u. s. w.

Aus jener Zeit stammen auch die Abkürzungen auf unseren Besuchskarten (so sagte Goethe sehr gut für Visitenkarte), wie p. f. (pour féliciter), p. e. (pour condoléance) u. s. w. Daß aber unsere Sprache in früherer Zeit noch weit mehr französische Eindringlinge aufgenommen hat, als wir jetzt gebrauchen, zeigt uns die Sprache des gewöhnlichen Volkes, in der sich Ausdrücke erhalten haben wie force, Profession, caduc, obligiert, allen Regard, kommod, peu à peu, kjonnieren, angstschwitt (en suite), meschant u. a. Alle diese Ausdrücke gehörten früher der Sprache der Vornehmen an, allmählich aber sanken sie zu den niederen Ständen hinab, wo sie sich erhalten haben, während sie in jenen Kreisen außer Mode kamen.

Faßt man dies alles ins Auge, so wird man sicher dem Geschichtschreiber der Neuhochdeutschen Schriftsprache, Heinrich Rückert, zustimmen müssen: „Der Hauptfeind, mit dem unsere Sprache zu kämpfen hatte, — es ist derselbe, der es auf die Vernichtung unserer ganzen Nation von jeher angelegt hat, — läßt sich mit einem Schlagwort als ihre Verwelschung bezeichnen. . . Auch unsere Sprache hat in der Periode ihres glänzendsten Aufschwunges dieses welsche Contagium nicht los werden können.“ (Geschichte der Neuhochdeutschen Schriftsprache II 205.)

Dieser kurze Blick in die Geschichte des Fremdwörterwesens wird jedem Vorurteilsfreien zeigen, daß in unserer Sprache allerdings ganz andere Verhältnisse vorliegen als bei anderen Völkern, daß wir es hier in der That mit einer Krankheit zu thun haben.

---



## X.

### Armut oder Reichtum der deutschen Sprache? Deutsch denken! Bildungsfähigkeit unserer Sprache. Neubildungen.

Die meisten unserer Gegner räumen ein, daß der Gebrauch vieler Fremdwörter ein Übel sei, aber sie sagen, es sei ein unvermeidliches Übel; unsere Sprache besitze nicht Mittel genug, um alle Begriffe und Begriffsschattierungen wiederzugeben, welche man ausdrücken wolle; sie sei, um es offen zu sagen, zu arm. — Ist die deutsche Sprache wirklich so arm? folgen wir der Lehre Rümelins und wenden wir die „statistische Methode“ an. Rümelin berechnet, wie wir oben gesehen haben, daß das deutsche Wörterbuch nach seiner Vollendung — jetzt ist gerade die Hälfte fertig — 26000 Wörter enthalten wird. Eine andere Berechnung, die mir vorliegt, kommt auf 240000 Stück; K. Lucä, der Mitarbeiter an dem großen Werke, schätzt den gesamten Wortvorrat auf annähernd eine halbe Million. Rümelin führt diesen gewaltigen Reichtum auf die große Zahl von Zusammensetzungen zurück, ich habe aber bereits oben nachgewiesen, wie wenig stichhaltig dies ist. Ich kann auch noch hinzufügen, daß das Wörterbuch keineswegs alle Zusammensetzungen aufgenommen hat, sondern nur die häufiger vorkommenden. Dies kann man z. B. ersehen aus der Nachlese, welche A. Gombert in seinem „Nomenclator amoris oder Liebeswörter“ (Straßburg 1883) bei dem Worte „Liebe“ vorgenommen hat. Zu den bei Grimm aufgeführten 287 Zusammensetzungen bringt er noch etwa 600 neue hinzu.

Jedenfalls beweisen die oben angeführten Zahlen — auch wenn wir die niedrigste Schätzung annehmen —, daß das Deutsche zu den reichsten Sprachen der Welt gehört. Was solche Zahlen bedeuten, wird erst klar, wenn man sich vergegenwärtigt, worauf ich schon in meinen Verdeutschungen S. 13 hingewiesen habe, daß der einzelne Mensch von diesem gewaltigen Schatze nur einen ganz kleinen Bruchteil selbst verwendet. Kein einziger Mensch kennt alle Wörter seiner Sprache, geschweige denn, daß er sie gebrauchte. Der Wortvorrat des einzelnen ist nach Bildung und Begabung sehr verschieden, jedenfalls aber sehr gering. Leider sind über diese höchst anziehende und wichtige Frage noch wenig Forschungen angestellt worden. Nach dem jetzigen Stande unserer Kenntnis scheint Shakespeare den größten Wortschatz besessen zu haben; er verwendet in allen seinen Schriften im ganzen etwa 15000 Wörter;

Luther gebraucht nach einer Schätzung von K. Lucä 11000—12000, Milton im Verlorenen Paradies 8000, das Alte Testament 6000. Über einige altklassische Schriftsteller habe ich — allerdings nur oberflächliche — Schätzungen vorgenommen und bin dabei zu dem überraschenden Ergebnisse gelangt, daß Homer etwa 8000 Wörter hat, sein Nachahmer Virgil 5200, Ovid und Horaz etwa 4600, Arrian 4000, Xenophon 3200, Cornelius Nepos 3100. Diese Zahlen lassen es begreiflich erscheinen, wenn Max Müller behauptet, ein gebildeter Engländer komme mit 3000—4000 Wörtern in seinem Leben aus. Ja Tenner berechnet sogar in seinem Buche über Amerika (S. 21), daß ein Amerikaner mit 600 englischen Wörtern bequem ausreiche, während ein Deutscher dafür 2000 Wörter gebrauche: er findet darin einen Grund, weswegen sich das Deutsche in Amerika gegenüber dem Englischen nicht halte.

Diese Zahlenangaben, mögen sie genau oder nicht genau sein, beweisen sicherlich so viel, daß der einzelne Deutsche von dem gewaltigen Reichtume, welchen seine Sprache ihm bietet, nur einen ganz kleinen Bruchteil wirklich benutzt. Denn hätte er selbst den Wortschatz eines Shakespeare — was sind 15000 Wörter gegenüber 216000! Wendet er nun aber auch noch eine Menge Fremdwörter an, so liegt es auf der Hand, daß er entsprechend weniger deutsche Ausdrücke benutzt, daß also der Gebrauch der Fremdwörter eine Vernachlässigung der Muttersprache im Gefolge hat. Das kann jeder an sich selbst beobachten. Wer immer Neveu und Cousin sagt, gebraucht nicht die deutschen Ausdrücke Neffe und Vetter, wer von Resultaten, Toasten, Annoncen, Partien oder Touren spricht, vernachlässigt die deutschen Wörter: Ergebnis, Trinkspruch, Anzeige, Ausflug. So giebt es viele Deutsche, welche Wörter wie Schranke, Gedeck, Erdgeschloß, Vorausbezahlung, Gegenseitigkeit, Entwurf, Beförderung, begründen, verfügen, beglückwünschen, berichten, ermächtigen, gegenüber, ausgeschlossen, eingeschlossen, einstweilig u. a. überhaupt nicht im Munde führen, sondern nur reden von: Barrière, Couvert, Parterre, Pränumerandozahlung, Reciprocität, Concept, Avancement, motivieren, disponieren, gratulieren, referieren, autorisieren, vis-à-vis, exclusive, inclusive, interimistisch. Daß auf diese Weise Wörter leicht verloren gehen können, läßt sich unschwer begreifen. Den guten deutschen Ausdrücken Ruhme für Tante, Oheim für Onkel, Weise für Melodie ist es beinahe schon so ergangen.

Aber wenn auch unsere Gegner den Reichtum unserer Sprache anerkennen, behaupten sie doch, daß dieselbe für gewisse Begriffe und Begriffseinheiten nicht genug Ausdrücke habe, daß viele Fremdwörter sich durch einheimische Wörter eben nicht ersetzen lassen. Das sehe man an den Verdeutschungswörterbüchern, welche oft bei einem Fremdworte eine ganze Reihe deutscher Ersatzwörter aufzählen, zwischen denen man eine Auswahl treffen solle. Gerade darin sieht Rümelin „die schlagendste Rechtfertigung für das Fremdwort selbst“ (S. 22).

Dies ist ein Punkt, über welchen nicht nur bei den Gegnern der Sprachreinigung, sondern auch bei den Freunden derselben noch vielfach Unklarheit herrscht. Viele verlangen in der That, daß für jedes fremde Wort nur ein

deutscher Ausdruck eingesetzt werde; decke dieser das Fremdwort nicht, so sei dasselbe unentbehrlich. Das ist eine ganz ungerechtfertigte Forderung, die man bei keiner Sprache aufstellen kann. Wer jemals aus einer fremden Sprache in das Deutsche übersetzt hat, weiß, daß nur in seltenen Fällen die Wörter anderer Sprachen sich in vollem Umfange mit den unsrigen decken. Schon der kleine Lateinschüler lernt, daß animus Geist oder Mut heißt, daß virtus nicht nur Tugend, sondern auch Tapferkeit und Männlichkeit bedeutet. Dazu kommt, daß jedes Volk gewisse Begriffe ausgeprägt hat, welche andere Sprachen nicht haben. Wie verhalten sich nun die übrigen Völker solchen eigenartigen Ausdrücken gegenüber? Was macht z. B. der Franzose mit Begriffen wie Gemüt, Gemütlichkeit, Sehnsucht, Seligkeit? Nimmt er sie etwa schlangweg in seine Sprache auf, wie die Deutschen es mit fremden Begriffen zu thun pflegen, und spricht er von la gemütlichkeit und la sehnsucht? — Nimmermehr; er versucht, so gut es geht, mit den Mitteln seiner Sprache diesen fremdländischen Begriffen nahe zu kommen, nicht aus „Sprach-Chauvinismus“, wie Rümelin behaupten würde, sondern aus Rücksicht auf den guten Geschmack. Hierin sollten wir von unseren feindlichen Nachbarn lernen. Wer zwingt uns denn, gerade jene fremden Begriffe anzuwenden? Die erste Regel für die deutsche Rede lautet: denke deutsch! Wer deutsch denkt, dem wird es auch nicht an deutschen Ausdrücken fehlen. Man bezeichnet es in den lateinischen und französischen Aufsätzen der Schüler als Fehler, wenn sie deutsche Wendungen („Germanismen“) unmittelbar in die fremde Sprache übertragen, man verlangt von ihnen, daß sie bei dem Lateinschreiben gleich lateinisch, bei dem Französischschreiben gleich französisch denken sollen, — warum stellen wir nicht diese naheliegende Forderung auch an die Behandlung des Deutschen? Deutsch denken ist der beste Schutz gegen das Andrängen fremder Wörter. Treffend sagt Prof. Dr. Paul Pietsch in Greifswald in seinem „Kampf gegen die Fremdwörter“ (Berlin 1887): „Zuweilen wird man durch die Bemühung, ein bestimmtes Fremdwort, das zuerst in den Sinn kam, zu meiden auf eine ganz andere Möglichkeit, den gewollten Gedanken deutsch auszudrücken, geführt werden. Es leuchtet wohl ein, daß für jeden geistig Thätigen dieses Suchen etwas ungemein Unregendes haben muß und, was das Wichtigste ist, derselbe wird, wenn er eine Zeit lang diese Übung fortgesetzt hat, dazu gelangen, deutsch zu denken, d. h. es werden ihm seine Gedanken sich nicht mehr in Fremdwörtern gestalten, sondern sie werden sofort ein deutsches Gewand annehmen. Ist dies erreicht, sind die fremden Ausdrücke aus dem Wortschatze verbannt, in welchem und mit welchem er denkt, so wird er fortan auch gefeit sein gegen alle Fremdwörterei.“ Und sogar Adolf Bacmeister, der den Fremdwörtern sehr wohlwollend gegenübersteht, macht in seinen Germanistischen Kleinigkeiten (S. 64) folgendes bemerkenswerte Zugeständnis: „Wir brauchen dem Fremdwort gegenüber durchaus keine andere Kraft einzusetzen als die der eigenen Sprache, wir brauchen nur klar und scharf zu denken. Das führt von selbst zu einer gewissenhaften Wahl und demgemäß zu einer tieferen Betrachtung des Wortes. Aus dieser wird sich in 90 Fällen unter 100 ergeben, daß die deutsche

Sprache viel mehr bietet, als dem durch die Fülle des bereitliegenden Fremden verweichlichten Sinne geschienen hatte."

Wo wir aber fremde Begriffe wiederzugeben haben, müssen wir so verfahren, wie bei Übersetzungen aus fremden Sprachen. Man wird sich in sehr vielen Fällen damit begnügen können, einen Ausdruck zu wählen, der zwar den fremden Begriff nicht vollständig deckt, aber doch im Zusammenhange des Gedankens den gewünschten Sinn wiedergiebt. Wenn das nicht möglich wäre, so könnte es ja überhaupt keine Übersetzungen geben. Denn bei Übersetzungen steht es uns nicht frei, wie in eigener Darstellung, den Gedanken zu drehen und zu wenden, bis er eine echt deutsche Form angenommen hat; da sind wir an den fremden Schriftsteller gebunden und müssen ihm auf seinem Gedankengange nachfolgen. Aber trotz dieser Schwierigkeit haben wir eine ganze Fülle meisterhafter Übersetzungen, um welche uns andere Völker beneiden. Ja Wilhelm Scherer, der feinsinnige Kenner unserer Sprache, der nicht zu den Sprachreinigern gehörte, hat den Ausspruch gethan: „Keine Sprache ist wie die deutsche geeignet, den fern liegendsten Idiomen noch etwas von ihrem Charakter abzugewinnen, der fernliegendsten Poesie und ihren Formen noch ein verwandtes Element aus ihrem Eigensten entgegenzubringen“ (Preuß. Jahrbücher 29, 17). Ist es bei Übersetzungen möglich, ohne wesentliche Fremdwörter auszukommen, so muß es in freier Darstellung noch viel leichter möglich sein. Man vergesse nur nicht, daß der Sinn eines Wortes hauptsächlich durch den Zusammenhang bestimmt wird. Was heißt Kommission auf deutsch? Es kann ein Ausschuß sein, aber auch ein Auftrag oder eine Bestellung oder Geschäftsvertretung. Was in dem betreffenden Falle unter Kommission verstanden werden soll, kann man nur aus dem Zusammenhange des Satzes ersehen. Das Wort an sich ist ein toter Begriff, Blutwärme und Leben erhält es erst durch den Satz. Wenn man mir die Frage vorlegt, wie dieses oder jenes fremde Wort im Deutschen auszudrücken sei, so erwidere ich stets mit der Gegenfrage: „Wie lautet der Satz, in welchem es gebraucht wird? — In vielen Fällen ist es gar nicht nötig, genau den Farbenton des Fremdwortes zu treffen, aus dem Zusammenhange des Satzes oder der Sätze ergibt sich meist leicht, welchen Sinn das gewählte deutsche Wort in der betreffenden Verbindung hat. Dies giebt übrigens Rümelin selbst zu. In der Vorrede zu seinem wunderlichen Fremdwörter-Verzeichnisse erklärt er, er habe abbreviieren, Abbréviation nicht als unentbehrlich aufgenommen, „obgleich sie sich mit abkürzen und Abkürzung nicht decken, sondern eine Unterart davon, das Abkürzen der Schreibung oder des Drucks, bezeichnen: die Worte schienen mir gleichwohl entbehrlich, weil sich jene speziellere Beziehung wohl immer aus dem Zusammenhang ergeben wird“ (S. 45). Dasselbe thut er bei accompagnieren und Accompagnement (S. 47). Mit vollem Rechte. Er hätte dies aber auch auf eine große Zahl anderer Begriffe ausdehnen sollen. „Franco“ hat eine engere Bedeutung als frei; aber kann jemand zweifeln, welche Art von Freiheit gemeint ist, wenn auf einem Briefe „frei“ steht? Wollte man jedes fremde Wort bei-

behalten, dessen Bedeutung durch ein deutsches nicht ganz erschöpft wird, dann dürfte man auch *fatiguiere* und *Tailleur*, welche Rümelin als völlig unbehrlich bezeichnet, nicht beseitigen. Denn *fatiguiere* kann man nicht in jedem Falle für ermüden gebrauchen; hat jemals ein Schriftsteller von einer *fatiguierten* Bauerfrau gesprochen? Und einen *Flickschneider* wird gewiß auch niemand einen *Tailleur* nennen.

Schon diese Erwägungen zeigen uns deutlich, wie verfehlt es ist, das Überwuchern der Fremdwörter aus einer angeblichen Armut der Sprache ableiten zu wollen. Dasselbe sehen wir aber auch unmittelbar aus der Thatsache, daß wir oft mehrere Fremdausdrücke für dieselbe Sache haben.

Schon bei der Widerlegung Rümelins habe ich darauf hingewiesen, daß er *Compagnon* und *Associé*, *Ethik* und *Moral*, *Renommée* und *Reputation*, *Reglement* und *Regulativ* u. a. als unentbehrlich neben einander aufführt, obgleich sie dasselbe bedeuten. Solchen Fremdwörterüberfluß treffen wir aber sehr häufig. Ein *Rentner* heißt auf gut deutsch *Rentier* (halb deutsch, halb französisch ausgesprochen!), aber auch *Privatier*, *Privatus* oder *Particulier*. Für *Vermischtes* finden wir die Fremdnamen *Varia*, *Miscellanea*, *Symmikta*, *Satura* und *Miscellen*; für *Durcheinander* *Quodlibet*, *Potpourri*, *Pêle-Mêle*, *Ragout*, *Mixtum-compositum*; für *Ränke* *Intriguen*, *Kabalen*, *Praktiken*, *Chicanen*, *Quinten*, *Machinationen*, *Kabulistereien*, *Rancunen*, *Manöver*; für *große Anfangsbuchstaben* *Initialen*, *Versalien*, *Unciallettern*; für *Zeugnis* *Attest*, *Certificat*, *Testimonium*, *Attestat*, *Testat*; für *Ausflug* *Partie*, *Tour*, *Excursion*; für *Auszug* *Excerpt*, *Epitome*, *Abrogé*, *Extract*; für *Heiligenschein* *Nimbus*, *Aureole*, *Glorie*; für *Hauslehrer* oder *Hofmeister* *Gouverneur*, *Informator*, *Mentor*, *Præceptor*; für *nach und nach* *peu à peu*, *successive*, *pumäle* (aus dem slawischen *po malu* = nach wenigem, woraus durch Umdeutung auch „pomadig“ geworden ist); für *einträglich* *rentabel*, *profitabel*, *lucrative*; für *peinlich* *penibel*, *scrupulös*; für *erfrischen* *restaurieren*, *recreieren*; für *Krankenhaus* *Hospital*, *Spital*, *Lazarett*, *Charité*; für *Blumenlese* *Florilegium*, *Chrestomathie*, *Anthologie*; für *Zahlungseinstellung* *Bankerott*, *fallissement*, *Konkurs*, *Insolvenz*, *Liquidation* u. s. w. Ebenso haben wir nebeneinander mit geringem oder gar keinem Unterschiede der Bedeutung: *Interpretation* und *Eregese*; *Revolution* und *Rebellion*; *Improvisation*, *Extemporisation*, *Impromptu*; *eraltiert* und *excentrisch*; *stabil*, *stationär*, *stereotyp*; *Rumor*, *Skandal*, *Randal*, *Tumult*, *Spektakel*; *Konversationslexikon*, *Realencyclopädie*, *Universalencyclopädie*; *Municipienz*, *Liberalität*; *Plein pouvoir* und *Plenipotenz* u. s. w.

Auch diese Beispiele, welche sich mit leichter Mühe vermehren lassen, zeigen, daß bei sehr vielen Fremdwörtern durchaus nicht das Bedürfnis die Veranlassung zur Aufnahme gewesen ist. Unsere Sprache ist aber nicht nur sehr reich, sondern sie besitzt auch noch eine andere Eigenschaft, die sie vor vielen anderen Sprachen auszeichnet; sie ist außerordentlich bildungsfähig. Zwar werden wir von Rümelin belehrt, neue Worte zu erfinden, sei für eine mehr als tausendjährige Sprache nicht mehr ausführbar (S. 18), zwar findet auch *Gildemeister*, daß die

Triebkraft der Sprache bereits zu schwach geworden (S. 100), daß der Umbildungs- und Aneignungstrieb unserer Sprache seit 400 Jahren erloschen sei (S. 102); aber beide beweisen damit nur, daß sie die Sprache nicht genau genug kennen. Wir haben eine große Anzahl von neugebildeten Wörtern, und es entstehen so zu sagen vor unseren Augen immer neue Bildungen. Namentlich in der Leichtigkeit der Zusammensetzung hat unsere Sprache ein ausgezeichnetes Hilfsmittel, um neue Ausdrücke für neue Begriffe zu schaffen. Wie viel Neubildungen hat uns allein die Eisenbahn gebracht: Weichensteller, Bahnwärter, Haltepunkt, Haltestelle, Bahnhof, Schnellzug, Eilzug, Blitzzug, Sonderzug, Güterzug, Nebenbahn u. a. Neue Erfindungen haben uns neue Wörter zugeführt wie Stahlfeder (1840), Dampfkraft, Dampfboot, Dampfschiff, Raddampfer, Schraubendampfer, Kettenschlepper, Tauerei, Nebelhorn, Lichtdruck, Fernsprecher, Glühlicht, Bogenlicht, Stahlrad, Zweirad, Dreirad, Sauger (Aspirations-Ventilator), Bläser (Pulsions-Ventilator) u. a.

Wir besitzen eine Anzahl neugeschaffener Kunstausdrücke in den Wissenschaften, wie die von Jac. Grimm gebildeten Wörter Ablaut, Anlaut, Inlaut, Auslaut, althochdeutsch, mittelhochdeutsch, neuhochdeutsch; oder das von der Naturwissenschaft unlängst neugebildete Wort Zuchtwahl. Ernst Häckel hat für Association Gefellung eingeführt; Karl Abel nennt im Ägyptischen die Vereinigung entgegengesetzter Bedeutungen in demselben Wurzellaute Gegensinn, die Umkehrung des Lautbestandes der Wurzel Gegenlaut. Blutarmut und Farbenblindheit sind Neubildungen der Heilkunde. Neuen Einrichtungen verdanken wir Wörter wie Gewerbeschule, Mittelschule, Sonntagsschule, Fortbildungsschule, Einheitschule, Kindergarten und Kindergärtnerin, Knabenhort, Kinderheim, Postkarte, Postanweisung, Weltpostverein und Weltpostkarte (wie viel kürzer als das französische Union postale universelle oder das italienische Carta postale universale!) postlagernd, Pferdebahn, Seewarte, Bürgerwehr, Stammtafel, Städteordnung, Stadtverordneter, Schriftführer, Vorredner, Pressfreiheit, Grundrechte, Stichwahl, Staatsanwalt, Schwurgericht, Wahrspruch, Zollverein, Zollkrieg, Kampfzoll, Schutz Zollner, Freihändler, Fortschrittler, Freihandelsgebiet, Unterstützungswohnitz, Musterschutz.

Manchen Wörtern sieht man es gar nicht an, daß sie noch verhältnismäßig jung sind. Reinheit für Purität ist eine Neubildung, welche Adelung unterschiedenes Mißfallen erregte. Körperschaft war zu Anfang unseres Jahrhunderts noch so ungewöhnlich, daß Campe nicht wagte, es für Korporation vorzuschlagen. Gegen das neugeschaffene Wort Thatsache erklärte sich Adeling mit großer Bestimmtheit: das Wort sei nicht nur unschicklich und wider die Analogie zusammengesetzt, sondern auch der Mißdeutung unterworfen, indem ein Deutscher sich dabei dem ersten Anblicke nach vermutlich nichts anderes, als eine Gewaltthätigkeit, eine Thätlichkeit denken werde (!). Zu verblüfft für eblouiert bemerkt Campe, es passe freilich nicht in die höhere Schreibart; auch bei Frühstück für Dejeuner fügt er die Bemerkung hinzu, zu den edlen Ausdrücken gehöre Frühstück nicht. Sterblichkeit für Mortalität hielt Adeling

für ganz verkehrt; Sterblichkeit könne nur bedeuten: Fähigkeit zu sterben; infolgedessen hat Campe Mortalitätslisten verdeutscht durch Totenlisten. Ständig für fixiert, folgerecht für konsequent, Gesittung für Civilisation waren vor 80 Jahren noch ganz ungewohnte Wörter. Maßnahme ist nach Weigand eine junge, kaum vor 1830 entstandene Bildung.

Bei manchen Wörtern können wir die Zeit angeben, in der sie entstanden sind. Pfahlbauten sind seit 1820 bekannt; eine Festschrift wurde 1841 zum ersten Male geschrieben bei der 25 jährigen Jubelfeier des Königs Wilhelm von Württemberg. In den fünfziger Jahren tauchen auf: Tischrücken, Sommerfrische (von Ludwig Steub aus der Tiroler Volkssprache in die Schriftsprache eingeführt für Villeggiatura), Zukunftsmusik (1859). In den sechziger Jahren erscheint das jetzt vielgebrauchte unentwegt; nach 1866 das nach dem französischen désarmer neugebildete abrüsten, welches im Grimm'schen Wörterbuche sich noch nicht befindet. Der neuesten Zeit gehören an: Sommerpflege für Ferienkolonie (von Lammers in Bremen vorgeschlagen und bereits vielfach angewendet), Strebertum, streberhaft, Hochstapler, hochgradig (nach einer Bemerkung Virchow's zuerst von Rokitansky gebraucht), Halbwelt (nach dem französischen demi-monde, dem Namen eines von dem jüngeren Dumas 1855 geschriebenen Bühnenstückes), Radfahrer, schneidig und Schneidigkeit\*).

\*) Einige der vorstehenden Nachweisungen verdanke ich der Güte des hiesigen Oberbibliothekars, des Herrn Geh. Hofrats Dr. Förstemann, der mir in überaus freundlicher Weise seine hierauf bezüglichen Sammlungen zur Verfügung gestellt hat. Als weitere Neubildungen, welche höchstens 100 Jahre alt sind, führe ich noch an: Abziehbild, Altersgenosse, Altersstufe, anderweitig, Anschluß (Bahn, Post, Zollanschluß), anstellig, Anwartschaft, auffrischen, Aufgelegenheit, Augenblicksbild, ausweiten, beanstanden, beeinträchtigen, Beeinträchtigung, Bereich, berücksichtigen, Besitztum, Besuchskarte, bezüglich, Bezugnahme, Biegsamkeit, bildschön (Platen), Bittschrift, Bittsteller, Buntdruck, Burschenschaft, Burschenschafter, Deutschtum, Drahtantwort, Drahtbericht, Eigenschaftswort, Empföndelei, Emporkömmling, Ergebnis, erklärlich, Festordner, Festrede, Festspiel, Flugschrift, Frachtbrief, Frachtstück, Freistaat, Geburtshelfer, Gefallsucht, gefallsüchtig, genehmigen, Genehmigung, Gliedbau, Glückspilz, Gottinnigkeit, haltlos, Heilgehilfe, Heißsporn (nach dem englischen Hotspur, durch Schlegel's Übersetzung von Shakespeares Heinrich IV. in unsere Sprache eingeführt), Klopfsgeister, Kunstgewerbe, launenhaft, Launenhaftigkeit, Lehrgang, Lichtbild, lichtvoll, Morgenkleid, Musterbild, mustergültig, musterhaft, Musterlager, Neuzeit, Operngucker, reichseigen, Römling, rücksichtslos, Rücksichtslosigkeit, sachlich (um 1820 gebildet nach Weigand), Sanftheit (im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts nach Weigand), Schriftsteller, Schriftführer, Schriftwart, schweigsam, selbstredend, sinnverwandt, Sprechhalle, Sprechstunde, Standbild, Steindruck, Steingut, Sternschnuppe, Thondruck, Titelbild, Tragweite, Trinkhalle, turnen, Turner, Turnerei, Turnerschaft, Turnwart, verallgemeinern, Verallgemeinerung, Veranlassung, veröffentlichen, Veröffentlichung, verständnisinnig, Vogelschau, Volkstum, vollstämmlich, Vollstämmlichkeit, Vollbild, Völkerschaft, Vorsitzender, Vordruck, Welt Schmerz, Wollüstling, Zinkdruck, Zweckessen, Zwischenfall, Zwischenträger.

## XI.

### Fremdwörter zu vermeiden aus Rücksicht auf den guten Geschmack, auf Klarheit, Verständlichkeit, Sprachrichtigkeit.

Der Hauptgrund, welcher gegen den Gebrauch der Fremdwörter spricht, ist die Rücksicht auf die Schönheit der Darstellung. Die Einmischung von fremden Ausdrücken verstößt gegen den guten Geschmack, — das ist ein unanfechtbarer Satz, welcher den Anwälten der Fremdwörterei immer und immer wieder entgegengehalten werden muß. Die fremden Bestandteile stören die Einheitlichkeit der Sprache; sie fügen sich nicht unseren Lautgesetzen, unserer Aussprache, unserer Schreibweise; namentlich ist die Betonung der Endsilben, die wir bei so vielen Fremdwörtern finden, entschieden wider den Geist unserer Sprache, sie verletzt das deutsche Ohr.

Dies geben übrigens auch unsere Gegner meistens zu. Bildemeister spricht S. 96 von „geschmackloser Sprachmengerei“, er bezeichnet S. 103 die Vorliebe für den Schall und Klang fremder Zungen als eine „üble Geschmacksrichtung“, auch Rümelin räumt ein (S. 3), daß die Rede durch jede Häufung von Fremdwörtern einen buntscheckigen und mißfälligen Eindruck macht, ungefähr wie wenn in einer Gesellschaft die einen in bürgerlichem Anzuge, die anderen in Masken erscheinen“. Freilich findet er später (S. 26), daß die Schriften derjenigen, welche geüffentlich Fremdwörter vermeiden, den Eindruck des Ermüdenden, Erzwungenen und Geschmacklosen machen, ja daß ein mäßiger und guter Gebrauch von Fremdwörtern der leicht einförmig dahinfließenden deutschen Rede manchmal zum Vorteile gereichen, dem Ohre eine willkommene Abwechslung bieten kann. Das ist allerdings ein Widerspruch. Wenn die deutsche Sprache wirklich so einförmig und wenig wohlklingend ist, so wird sie sicherlich durch das Einmischen fremder Ausdrücke auch nicht wohlklingender, so wenig wie ein verschossener Rock durch das Aufsetzen einiger frischfarbiger Zeugstücke ein besseres Aussehen erhält. Oder wird etwa ein Schwarzer in seinem einfachen Lendenschurze schöner, wenn er einen hohen Hut und einen Klemmer aufsetzt?

Daß die Vermengung eigenen und fremden Sprachgutes gegen den guten Geschmack verstößt, beweist die Thatsache, daß in ernster Dichtung Fremdwörter unbedingt vermieden werden. Da, wo uns die deutsche Sprache in ihrer ganzen Fülle, in ihrem herrlichsten Wohlklang entgegenklingt, hat das Fremdwort keine Stätte. Goethes *Iphigenie* enthält kein Fremdwort, wie Rümelin selbst sagt:



ist sie darum weniger schön? Sind nicht Goethesche Lieder, wie der Fischer oder das Haideröslein von bezauberndem Klange, obgleich sie nur deutsch sind? Wenn die Fremdwörter unserer Sprache Wohlklang verliehen, so müssten die Börsen- und Modeberichte unserer Zeitungen der vollendetste Ausdruck deutscher Sprache sein.

Leider fehlt es aber vielen unserer Schriftsteller an gutem Geschmacke, an sprachlichem Feingefühle. Sonst könnte z. B. Ernst Eckstein in seinem Roman Prusias bei der Schilderung altrömischer Zustände nicht von glänzenden „Cavalieren“, von einem „Adjutanten“ des römischen Präfecten sprechen, er könnte seine Römer nicht in „Cabriolets“ und „Kaleschen“ reisen lassen und nicht von einer alten Römerin sagen, sie sei ein „Gemisch von affectierter Höflichkeit und lächerlich-alberner Präension.“ Noch geschmackloser ist Buchholz in seinen „Homerischen Realien“, der von den Griechen Homers sagt, sie könnten, wenn sie sich „piquiert fühlten“, auch „unverblünte Sottisen“ sagen (III 2, 360). Er redet sogar von einer „hospitalen Etikette“ zu Homers Zeiten (S. 361) und von „Razzias, die homerische Viehräuber mit planmäßiger Raffinerie“ ausführten (S. 369)!

Solchem Mangel an Formensinn halte man das Urtheil eines Franzosen gegenüber, welches Dozen im Jahre 1814 in seinem oben erwähnten Aufsätze (S. 404) mittheilt: „Ein anständiger Franzose versicherte mich, daß das Einmischen solcher fremden Wörter in unsere Rede seinem Gehör unerträglich sei, da durch die Aufeinanderfolge sich organisch fremdartiger Töne ein Mißklang entstehe, der alle Einheit und musikalische Übereinstimmung der Redebestandteile vernichte.“ Wenn doch jeder Deutsche ein solches Gefühl für den Wohlklang seiner Sprache hätte, wie dieser Franzose!

„Über Schärfe des Gedankens, Klarheit des Ausdrucks ist wichtiger als Schönheit der Darstellung“, so sagen die Fürsprecher der Fremdwörter; sie meinen, daß gerade durch die Fremdwörter die Klarheit gefördert werde. Das ist allerdings in vereinzelt Fällen zuzugeben, wo nur durch das Fremdwort ein Begriff in voller Schärfe bezeichnet werden kann. Unter solchen Umständen wird kein gemäßigter Sprachreiner den Gebrauch des Fremdwortes tadeln. Aber weit häufiger ist das Gegentheil der Fall. Die Rücksicht auf Klarheit und Deutlichkeit der Darstellung spricht gerade gegen den Gebrauch der Fremdwörter. Die Fremdwörter sind naturgemäß für uns nicht so klar und durchsichtig, wie die Ausdrücke unserer Muttersprache; ihnen haftet vielfach etwas Verschwommenes und Nebelhaftes an, der Gebrauch ist oft schwankend, unser Sprachgefühl ihnen gegenüber unsicher. Klarheit ist an die lebendige Rede gebunden, aber diese Fremdlinge bringen, wie Rud. Hildebrand in seinem trefflichen Buche „Vom deutschen Sprachunterricht“ (3. Aufl. S. 158) überzeugend darlegt, „von Haus aus so wenig Leben mehr mit, sie haben schon bei der Ankunft so verlebte Gesichtszüge, eine so verwischte und verwachsene Gestalt, zumal wenn sie erst aus zweiter oder dritter Hand zu uns gekommen sind: wie sollen sie bei uns frisches Leben zeigen?“

Daher sind die Fremdwörter denen besonders willkommen, welche scharfen Gedankenausdruck vermeiden, die eine gewisse Nebelhastigkeit der Darstellung lieben. Mit Fremdwörtern läßt sich vortrefflich in tönenden Worten — nichts sagen. „Denn eben wo Begriffe fehlen, stellt sich zur rechten Zeit ein Fremdwort ein“ — so habe ich vor fünf Jahren den Goetheschen Spruch zu ändern gewagt, und diese kleine Änderung hat Glück gehabt; ich habe diesen Satz vielfach in Schriften wiedergetroffen, ja er hat seinen Weg in den Reichstag bis auf die Ministerbank gefunden, ein Zeichen, daß auch andere seine Wahrheit erfahren haben.

Daß man diese Unklarheit des Fremdwortes in bewußter Absicht mit bestem Erfolge ausnützen kann, zeigt in erheiternder Weise Ludwig Hevesi in einem Aufsatz: „Bekennnisse eines Bücherkritikers“ (Gegenwart 1882 S. 92). Er spricht dort seine große Vorliebe für das Wort *discret* aus: „*Discret!* Wäre dieses goldene Wort noch nicht vorhanden, man müßte es schleunigst erfinden. Es giebt kaum einen elastischeren, geschmeidigeren Entoutcas in der kritischen Rüstkammer. *Discret!* Das schmeckt selbst den Indiscretesten, denn es liegt darin etwas Künstlerisches, Bildnerisches, weises Maß mitten im Überfluß, die Maske der Selbstbeschränkung für alle Beschränktheit. Ein Schriftsteller kommt über kurze Anläufe nicht hinaus. *Discret!* Es fehlt ihm jeder Sinn für Farbe, alle seine Gestalten sind grau wie Feldmäuse. *Discret!* Er versteht nicht zu charakterisieren und vollends ist er verloren, wenn er ein heißes, überwallendes Wort der Leidenschaft finden soll. *Discret!* In seinen Schilderungen ist kein Auge, in seinen Dialogen keine Beredsamkeit, seine ganze Darstellung entbehrt der Prägnanz. *Discret, überaus discret!*“

Diese Unbestimmtheit und Unklarheit hängt wesentlich mit der Vieldeutigkeit der Fremdwörter zusammen, welche selbst dem Sprachkundigen oft das Verständnis erschwert. Sehr hübsch zeigt dies O. Sarrazin in seinen vorzüglichen „Beiträgen zur Fremdwortfrage“ (Berlin 1887,) an den Wörtern *Praxis* (S. 104) und *Idee* (S. 110). Ein Fremdwörterfreund könnte recht wohl im Deutschen sagen: „Die *Idee*, welche in der *Idee* des Dichters lebt, entspricht nicht der *Idee*, welche man mit der für ein Kunstwerk geeigneten dichterischen *Idee* verbindet.“ Das soll heißen: „Das in der Seele des Dichters lebende Bild entspricht nicht der Vorstellung, welche man mit dem für ein Kunstwerk geeigneten Vorwurf verbindet.“ Welcher von den beiden Sätzen den Gedanken deutlicher ausspricht, brauche ich nicht erst auseinanderzusetzen. Aber hiernit sind die Bedeutungen des Wortes *Idee* noch keineswegs erschöpft. Es kann auch sein: großer erhabener Gedanke, plötzlicher Einfall, irrige Ansicht, Wahnvorstellung, Absicht, Plan; „nicht die *Idee*“ heißt: nicht eine Spur, und wenn man noch „eine *Idee* Essig“ an den Salat gießt, so ist dies soviel wie ein Tröpfchen.

Vieldeutige Fremdwörter dieser Art giebt es in großer Menge. Was ist eine *Tour*? Ausflug, Spaziergang, aber auch Umlauf, Runde, Fahrt, oder Reihe, Abteilung oder falsche Haare, kleine Perücke. *Kanon* ist Richtschnur, Maßgabe, Regel, Vorschrift; eine Musterammlung; Grundzins, Erbzins, Pflicht.

beitrag; Kettengefang. Legat kann ein päpstlicher Abgesandter, aber auch ein Vermächtnis sein; Plateau eine Hochebene oder ein Theebrett; Vesper ein Gottesdienst oder das Nachmittagsbrot; Legende eine Heiligenerzählung oder die Umschrift einer Münze; Kollation eine Vergleichung oder eine Mahlzeit oder die Verleihung eines Kirchen- oder Schulamtes. Couvert bedeutet Briefumschlag oder Gedeck; Section Stunde oder Aufgabe oder Strafe. Parade ist eine Heerschau oder Gepränge, besonders Leichengepränge; es bedeutet aber auch Deckung bei dem Fechten. Ein Materialist kann ein Philosoph sein, aber auch ein Gewürzkrämer. Mancher Lehrer unterrichtet konfirmierte Schüler, ohne selbst konfirmiert zu sein (d. h. festangestellt). Wenn jemand fixiert wird, so ist es unklar, ob er scharf angesehen oder auf bestimmtes Gehalt angestellt oder sonst irgendwie festgemacht wird. Ein Cylinder kann eine Walze oder ein hoher Hut oder ein Lampenglas oder eine Uhr sein. Entrée ist Zutritt oder Eingang oder Vorzimmer oder Eintrittsgeld oder Voressen. Pension bedeutet Ruhegehalt, Kostgeld, Erziehungsanstalt, Verpflegung. Ein Faktor kann eine Zahl oder eine Kraft oder ein Mensch sein. Zuweilen sind zwei ganz verschiedene Wörter in ein Fremdwort zusammengelassen, wie bei legieren, welches von letztwilligen Vermächtnissen und Metallverbindungen gesagt wird. Das erstere kommt aus dem lateinischen legare, das zweite aus dem italienischen allegare (von lega = gesetzlicher Gehalt der Münzen, lateinisch ad legem). Ebenso ist es bei Unze, welches als Apothekergewicht das lateinische uncia ist, als Tigerkatze aber aus dem französischen once entstanden ist. Auch bei Regal sind zwei verschiedene Wörter in eines verschmolzen: als königliches Recht und als Schnarrregister der Orgel entstammt es dem alllateinischen regale, als Bücherbrett dem mittellateinischen rega, welches mit dem deutschen „Reihe“ zusammenhängt. Ja in einem Worte finden wir sogar drei verschiedene Grundwörter, bei parieren. Im Sinne von gehorchen ist es lateinisch parere, in der Bedeutung einen Hieb abwehren oder ein Pferd anhalten kommt es von dem französischen parer, und wenn es heißt eine Wette halten, so ist es das französische parier. (Andere Beispiele dieser Art in meinen Verdeutschungen S. 20 ff.)

Daß eine solche Vieldeutigkeit der Fremdwörter oftmals zu Unklarheiten führen muß, liegt auf der Hand. Umgekehrt ist das Bestreben, für die Fremdwörter einen treffenden deutschen Ersatz zu finden, ein ausgezeichnetes Förderungsmittel der Klarheit. Deutsch und deutlich sind zwei Wörter, welche aus derselben Wurzel entsprossen, auf demselben Baume gewachsen sind. Die Muttersprache ist, wie Leibnitz sagt, ein „sonderbarer Probiestein der Gedanken.“ Wer sich bemüht, Fremdwörter in das Deutsche zu übertragen, wird immer finden, daß dies ein heilsames Zuchtmittel zur Schärfung des Denkens ist, daß sein Gedankenausdruck dadurch an Deutlichkeit gewinnt. W. Gensel spricht sich darüber in den Grenzboten vom Jahre 1887 S. 79 in vortrefflicher Weise aus: „Wer deutsch denkt und scharf denkt, dem wird die Vermeidung des entbehrlichen Fremden bald zur anderen, und was mehr ist, zur lieben Gewohnheit. Ich freue mich über jede von Fremdwörtern rein gehaltene Urteilsausarbeitung [der

Verfasser ist Richter], wenn ich hoffen darf, daß es mir gelungen sei mit Hilfe der Reinhaltung jedem das, was ich sagen wollte, verständlich zu machen, und immer mehr wächst mir unter der Hand die Liebe zur Muttersprache, die Verehrung für ihre Fülle, ihre Tiefe und Schönheit.“ Das sind treffende, aus wirklicher Erfahrung geschöpfte Worte!

Neben der Rücksicht auf den guten Geschmack und auf Klarheit der Darstellung muß uns auch das Streben nach Sprachrichtigkeit von dem Gebrauche entbehrlicher Fremdwörter zurückhalten. Denn nirgends läuft man so leicht Gefahr, Sprachfehler zu machen, wie bei den fremdsprachlichen Ausdrücken, bei welchen uns unser angeborenes Sprachgefühl im Stiche läßt. Ich will hier nicht auf die unzähligen Fehler eingehen, welche bei mündlichem und schriftlichem Gebrauche von Fremdwörtern gemacht werden, auf die oft überaus scherzhaften Verstümmelungen fremder Ausdrücke, auf die bei unseren Fremdwörtern häufig vorkommenden Abweichungen von dem Sprachgebrauche des betreffenden Volkes, auf die häßlichen Mißbildungen, die vielfach mit unterlaufen; — ich verweise hierfür auf meine Verdeutschungen S. 23—29. Nur einige Beispiele aus dem Aufsätze Gildemeisters will ich herausgreifen, um zu zeigen, daß selbst so sprachkundige und sprachlich feinfühlende Männer wie unser geehrter Gegner bei der Anwendung von Fremdwörtern straucheln können.

Gildemeister verbreitet sich S. 106 über die wunderbare Mischsprache unseres Heeres, bei der man förmlich stutze, wenn man einmal auf ein Fachwort deutschen Klanges stoße, und fährt dann nach Aufzählung verschiedener Proben wörtlich fort: „Unleugbar lassen viele militärische Begriffe sich eben so gut, eben so kräftig, verständlich und bequem im Deutschen ausdrücken wie in der hergebrachten *lingua franca*.“ Was soll hier die *lingua franca*? Unter diesem Ausdrucke versteht man die eigentümliche Mischsprache, welche sich im Anschluß an das Italienische in den Häfen des Mittelmeeres, namentlich in Kleinasien, unter den Seeleuten und Händlern ausgebildet hat. Was haben aber unsere Heeres-einrichtungen, die im vorigen Jahrhundert ihren jetzigen französischen Zuschnitt erhalten haben, mit dem verdorbenen Italienisch der Mittelmeerhäfen zu thun? Natürlich nicht das geringste; Gildemeister meint auch offenbar mit der *lingua franca* nur das Französische, er wählt aber — wahrscheinlich um des vollen Klanges willen — den italienischen Ausdruck und — wendet das Fremdwort falsch an.

Ein zweites Beispiel. Gildemeister wird aufgebracht, wenn das Fremdwort „in die lediglich constructiven Teile des Satzbaues (!) eindringt“, wie *Politik à la Bismarck*, ein *Centner per Mann*. Er nennt dies „Geschmacks-roheiten, Versündigungen an der inneren Textur der Sprache (S. 114).“ Was heißt Versündigung an der inneren Textur einer Sprache? Textur ist Gewebe. Man versündigt sich also an dem Gewebe der Sprache! — jedenfalls ein kühner Ausdruck. Was soll aber die innere Textur, das innere Gewebe? Gibt es auch ein äußeres Gewebe der Sprache?

An einer anderen Stelle (S. 102) setzt er auseinander, daß die Deutschen „mit ganzer Kraft sich dem Inhalte der neuen Kulturschätze zuwandten und

anstatt sich in impotenten Versuchen unmöglich gewordener sprachlicher Zeugungen zu erschöpfen, mit den übernommenen ausländischen Namen sich behelfen.“ Mit vollem Rechte hält ihm W. Gensel in dem oben angeführten Grenzboten-Aufsatz (S. 79) ein: „Impotent birgt den Gedanken an Zeugungsunfähigkeit in sich. Eben deshalb durfte das Wort nicht gewählt werden, denn nun haben wir zwei Mißbildungen: einen zeugungsunfähigen Versuch (als ob es zeugungsfähige Versuche gäbe), und einen zeugungsunfähigen Versuch der Zeugung.“

Ein weiterer Grund gegen den Gebrauch entbehrlicher Fremdwörter ist die Rücksicht auf die Verständlichkeit der Rede bei unseren Volksgenossen. Wenn der Gelehrte nur für Gelehrte schreibt, so ist ein umfassenderer Gebrauch fremder Ausdrücke eher zu entschuldigen, obgleich auch der Gelehrte die Pflicht gegen die Muttersprache und gegen den guten Geschmack nicht außer acht setzen soll. Unverzeihlich aber ist es, wenn Schriftsteller, die sich an einen weiteren Leserkreis wenden, mit schwer verständlichen, unnötigen Fremdwörtern um sich werfen. Das ist eine Rücksichtslosigkeit gegen diejenigen unserer Mitbürger, die nicht eine höhere sprachliche Bildung genossen haben, vor allem auch eine Rücksichtslosigkeit gegen die Frauen, welche es mit Recht schmerzlich empfinden, wenn sie trotz sorgfältiger Geistesbildung infolge ihrer Nichtkenntnis des Lateinischen und Griechischen deutsche Schriften und deutsche Gespräche nicht vollständig verstehen können.

Besonders verrufen ist in dieser Beziehung die Kunstsprache der Ärzte, ein abscheuliches, regelloses Gemisch aus allen möglichen Sprachen, mit vielen Mißbildungen, über die ein Aufsatz Virchows in dem 91. Bande des Archivs für Pathologie und Anatomie ein wenig erfreuliches Licht verbreitet. In einem für Nicht-Ärzte herausgegebenen Schriftchen über Diphtheritis von Dr. Wachsmuth (4. Aufl. Leipzig 1885) heißt es Seite 9: „Kinder disponieren wohl überhaupt mehr zu dieser Krankheit vermöge ihres florideren vegetativen Lebensprozesses.“ Was sich wohl Laien darunter vorstellen mögen? Wachsmuth spricht von Gastrokatarrh, elevierten Stellen, Incisionen, croupöser Nephritis, coincidierender Erkältung, giebt jedoch in besonderen Anmerkungen dazu die Verdeutschungen: Magentatarrh, erhöhte Stellen, Einschnitte, häutige Nierenentzündung, zusammenfallende Erkältung. Warum gebraucht er denn nicht gleich die deutschen Ausdrücke? Fürchtet er etwa, daß es nicht wissenschaftlich genug klingt?\*)

Wie wenig unsere Rechtsgelehrten auf ihre rechtsunkundigen Mitmenschen bei ihren Auseinandersetzungen oft Rücksicht nehmen, ist bekannt. Ich will nur einen Satz als abschreckendes Beispiel hier anführen, welchen W. Gensel in seinem Aufsatz in der Leipziger Zeitung vom 19. Februar 1885 erwähnt: „Comparant deponiert ad 1, er habe das Immobilienbesitzum sub folio 2 am

\*) Leider sind auch einige grobe Druckfehler stehen geblieben. Er schreibt S. 19: „Inhallieren von Wasserdämpfern“ (lat. inhalare), und S. 20: „Pharyngswand“ statt Pharynxwand.

3. praet. seinem, Comparantens, majorem gewordenen Tüenden rite tradiert.“ Das soll ein Deutscher verstehen?! Daß manche Gelehrte, selbst wenn sie für Ungelehrte schreiben, doch von ihren altgewohnten Kunstausdrücken sich nicht losmachen können, zeigt der von einer Schweizerischen Zeitung vor einiger Zeit gebrachte Aufsatz eines Professors in München, welcher sich in der Zeitschrift des landwirtschaftlichen Vereins in Bayern über das richtige Verfahren zur Beurteilung des Viehes folgendermaßen ausspricht: „Die Unzulässigkeit ist nur durch Adoptierung eines anderen Systems zu vermeiden, wenn man alle beachtenswerten Spezialmomente als wesentlich oder vollwichtig für die Wahrung der Integrität in der harmonischen Ausbildung und Funktionierung des tierischen Organismus gelten läßt und demgemäß die an den Einzelmomenten wahrgenommenen Qualitätsgrade nach angemessenen Prädikaten oder mit entsprechenden Wertszahlen würdigt, welche ohne Ausnahme so zu wählen sind, daß die analogen Qualitätsstufen auch gleiche Wertschätzung finden müssen. Dabei können alle Beurteilungsmomente, die wirtschaftlich bevorzugten, wie die für minder einflußreich gehaltenen, ohne Verdunkelung der Vorzüge nach korrekten Kriterien mit gleicher Objektivität eingeschätzt werden, und aus den evident erhaltenen Einzelresultaten läßt sich ebenso nach verschiedenen Richtungen hin ein facit, wie durch Zusammenfassung ein unzweideutiges Gesamtergebnis ziehen.“

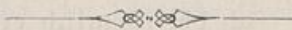
Denselben Mangel an Rücksicht auf die Nichtgelehrten finden wir täglich in den Zeitungen, welche eine Menge unverständlichen Sprachstoffes dem Volke darbieten und dadurch oft die sonderbarsten Mißverständnisse veranlassen: haben wir es doch erst vor kurzem erlebt, daß das schwer verständliche Fremdwort Septennat von den reichsfeindlichen Parteien benutzt wurde, um durch Unterschiebung einer anderen Bedeutung das Volk gegen die Regierungsvorlage aufzuheizen. Auch hierbei kann ich durch einige Zahlenangaben die von jedem satfsam gemachte Erfahrung unterstützen. Ein schwäbischer Schulvorsteher, dessen Schule junge Leute von 18—30 Jahren aus allen Berufskreisen besuchten, stellte nach einer Mitteilung im Schwäbischen Merkur (März 1887) während des letzten Wahlkampfes eine Untersuchung an, wie weit seine Schüler gewisse damals täglich in den Zeitungen wiederkehrende Fremdwörter verstünden. Das Ergebnis war überaus ungünstig. Von 60—70 Schülern verstand kein einziger die Wörter Patriotismus, Programm, Agitation, Extrem, fanatisch, Votum, Debatte, Monopol, Princip; nur einer kannte die Ausdrücke international, Kombination, Kandidatur, Reform, Konflikt, Revanche, nur zwei Alternat, Anarchist, nur drei Centrum, Discretion. Alle übrigen hatten kein Verständnis von diesen Wörtern, welche doch in jeder Wahlversammlung, in allen Wahlberichten vorkamen und täglich von den öffentlichen Blättern gebraucht wurden.

Ein Mitglied des Dresdner Sprachvereins machte in der von ihm geleiteten Fortbildungsschule einen gleichen Versuch. Dabei ergaben sich etwas höhere Zahlen, aber immerhin blieb es verwunderlich, daß ganz geläufige Fremdwörter nicht verstanden wurden. In einer Klasse von 52 jungen Leuten zwischen 15—18 Jahren wußten nur 5 die Bedeutung von Debatte, nur 4 kannten

Programm, 3 international, 2 Extrem und fanatisch, 1 Agitation; was Anarchist und Notum sei, wußte von den 52 jungen Leuten kein einziger. Die höchsten Zahlen erreichten die Wörter Discretion und Centrum, von denen das erstere 18, das letztere 25 Schülern bekannt war; immerhin nicht viel bei 52 Mann! In einer anderen Klasse, welche 48 ältere Leute besuchen, wußte kein einziger, was Extrem bedeutet, nur 7 kannten Monopol, nur 3 Agitation, Anarchist und Notum, nur 2 international.

Wenn sich unsere Zeitungschreiber diese Zahlen doch immer vor Augen halten wollten! Dann würde gewiß die Sprache unserer öffentlichen Blätter bald verständlicher werden.

Dieser Gesichtspunkt ist von großer Bedeutung. Durch unser Volk geht ein Riß zwischen Gebildeten und Ungebildeten, welchen die Gegenwart nach mancher Seite hin auszufüllen bestrebt ist. Die Wissenschaft steigt von ihrer einsamen Höhe herab, sie verschmäht es nicht mehr, in volksverständlicher Form die Ergebnisse ernster Forschung der großen Menge zugänglich zu machen. Aber noch immer bleibt ein Haupthindernis für das gegenseitige Verständnis der übermäßige Gebrauch von Fremdwörtern. Wenn das Volk zu den leitenden Kreisen Vertrauen fassen soll, so ist es von Wichtigkeit, daß es ihre Sprache versteht. Sicherlich würden die jetzt so schroff einander gegenüberstehenden Volksklassen sich gegenseitig besser verstehen, wenn das Fremdwörterübel beseitigt würde: der Kampf gegen die Fremdwörter ist von Wichtigkeit auch für die sociale Frage.



## XII.

### Der Kampf gegen die Fremdwörter eine nationale Pflicht.

Wenn man fragt, warum trotz aller der Gründe, welche gegen den Gebrauch von Fremdwörtern sprechen, dennoch viele Tausende von fremden Ausdrücken täglich und stündlich angewendet werden, so lautet die Antwort: 1) aus alter, übler Gewohnheit, 2) aus Bequemlichkeit und Gedankenträgheit; 3) aus Eitelkeit und Vornehmthurei; 4) aus Fremdsüchtelei und Mangel an nationalem Sinn.

Die erste Ursache ist am leichtesten zu entschuldigen. Von früher Jugend auf sind wir an Fremdwörter gewöhnt, bei dem Unterricht, namentlich in den höheren Schulen, in Büchern und Zeitungen, im Briefverkehr, im Gespräche, in Wissenschaft und Kunst — überall klingen sie uns entgegen. Kein Wunder, wenn sie uns gegen Wissen und Willen von selbst auf die Zunge und in die Feder kommen. Sehr bezeichnend hierfür ist die Äußerung eines Gelehrten, welche der Herausgeber der Jahrbücher für die deutsche Armee und Marine, Oberstlieutenant von Marées, in der „Post“ vom 22. Mai 1887 mittheilt. Er hatte diesen um die Erlaubnis gebeten, in einem eingesandten Aufsätze die unnötigen Fremdwörter zu beseitigen. Darauf schrieb ihm der Einsender zurück, er sei vollständig damit einverstanden und billige durchaus solche Sprachreinigungsbestrebungen. „Wenn ich gleichwohl,“ so schreibt er wörtlich, „oft in den alten Fehler, unnützer Weise Fremdwörter zu gebrauchen, verfall, so ist das eben die Macht der leidigen Gewohnheit, gewissermaßen eine Folge unserer gelehrten Erziehungsmethode. Ich bin förmlich erschrocken über die Menge überflüssiger Fremdwörter, die Sie aus meiner Arbeit zusammenstellen.“

In der That wissen viele gar nicht, in welchem Maße sie unter dem Banne der Fremdwörtererei stehen. Dafür erzählt Fanny Schwald in der National-Zeitung vom 6. Juni 1886 ein ergötzliches Geschichtchen. Sie hatte im Jahre 1847 einen kleinen Roman Diogena geschrieben, in welchem sie unter anderem auch den mit Fremdwörtern durchsetzten Stil der Gräfin Ida Hahn-Hahn verspottete. Sie fand damit vielen Beifall, namentlich auch bei einem gelehrten Geheimrat, welcher in ihrer Gegenwart seine besondere Genugthuung darüber aussprach, daß man dem „miserablen Salon-Jargon“ der Hahn-Hahn entgegengetreten sei. Er sagte das mit voller Unbefangenheit und erst, als er die anderen lachen sah, merkte er, daß er selbst der alten Gewohnheit zum Opfer gefallen war und stimmte nun herzlich in das Gelächter der übrigen mit ein.



Das beste Mittel sich zu überzeugen, wie viele Fremdwörter man selbst allen guten Vorsätzen zum Troste gebraucht, ist die Begründung einer Fremdwörter-Kasse, in welche für jedes vermeidbare Fremdwort eine kleine Geldstrafe gezahlt werden muß. Aus eigener Erfahrung möchte ich empfehlen, den Beitrag nicht zu hoch zu bemessen!

Die Gewohnheit ist eine Entschuldigung, aber keine Rechtfertigung für einen Mißbrauch. Namentlich bei dem Schreiben ist es Pflicht eines jeden, streng auf seine Schreibweise zu achten und sich nach Möglichkeit vor dem alten Fehler zu hüten. Das geschieht aber vielfach nicht — aus Bequemlichkeit und Gedankenträgheit. Fremdwörter, die sich uns leicht darbieten, durch deutsche Ausdrücke zu ersetzen, ist vielfach nicht so leicht, man muß zuweilen den Gedanken umdenken, einen ganzen Satz um eines Wortes willen ändern: wie viel bequemer ist es da, das Fremdwort einfach beizubehalten, wenn es auch nicht gerade unentbehrlich ist. Beispiele dafür findet man allenthalben. Namentlich die Zeitungen machen sich in dieser Beziehung mancher Nachlässigkeit schuldig, indem sie aus fremden Blättern ausländische Ausdrücke, statt sie zu übersetzen, gleich unmittelbar ins Deutsche herübernehmen. Wie oft haben wir in den letzten Jahren von King Bell und Bell-town gelesen: als ob wir in der deutschen Sprache keine Ausdrücke für König und Stadt hätten, noch dazu einem neuen Reichsangehörigen gegenüber.

Schlimmer ist die dritte Ursache für den Mißbrauch von Fremdwörtern, die Eitelkeit und Vornehmthuererei. Viele glauben sich den Schein höherer Bildung und besonderer Gelehrsamkeit zu geben, wenn sie möglichst viele Fremdwörter anwenden. Das war früher schlimmer als jetzt, wie wir mit Freuden anerkennen können, aber das Prunken mit dem Fremden hat noch keineswegs aufgehört. Noch immer bilden sich manche Leute ein, ein Diner und Souper sei feiner, als ein Mittagessen und Abendessen, obgleich doch der Name eine Mahlzeit schwerlich schmackhafter und feiner macht. Halbbildung und Scheinbildung suchen sich besonders gerne mit fremden Ausdrücken aufzuputzen. Daß Schriftstellerinnen zuweilen Erstaunliches darin leisten können, dafür habe ich in meinem „Fremdwörterunwesen“ S. 56 f. eine lehrreiche Probe gegeben. Aber auch bei Gelehrten findet man zuweilen eine überraschende Vorliebe für den fremden Laut. Wir haben gesehen, daß Rümelin durch Ausdrücke wie Brustkasten, Herzbeutel, Zwerch- und Rippenfell an das Schlachthaus erinnert wurde, daß ihm die fremdländischen Namen „gelehrter und vornehmer“ klangen. Wird denn aber die Sache anders, wenn man sie mit einem griechischen oder lateinischen Namen benennt? Ist „Ventriloquistik“ mehr als Bauchrederkunst? Ist „Extraction der Zähne“, über welche Prof. Holländer ein jedenfalls sehr gelehrtes Werk geschrieben hat, etwas anderes als das Ausziehen der Zähne? Und welcher Unterschied besteht zwischen der Kunst des Ausstopfens und der Taridermie oder Dianassologie oder Dermatoplastik? Mit bitteren Worten geißelt Arndt diese Unsitte: „Wenn ein sogenannter Gelehrter von seiner Wissenschaft, ja wenn er nur von Kohl und Rüben und von schönem oder schlechtem

Wetter spricht, klingt es nicht oft, als sei ein Mann vom Monde heruntergefallen, der die Sprache der Menschen nicht versteht?"

Das schlimmste Förderungsmittel der Fremdwörterei ist die Fremdsüchtelei, der Mangel an nationalem Sinn. Die Ausländerei ist ein alter, tief eingewurzelter Fehler unseres Volkes, jene bewundernde Ehrfurcht vor allem, was fremd heißt, die Überzeugung, daß das, was weit her ist, d. h. aus der Ferne kommt, auch in anderem Sinne weit her, d. h. besser als das Einheimische sei. Das ist ein alter Schade. Schon Simon Kot, der Verfasser des ersten Fremdwörterbuches v. J. 1572, wirft den Deutschen vor, keine andere Nation unter der Sonne sei so „fürwitzig, äffisch und nachthätig als die deutsche.“ Fichte hält zürnend in seinen Reden an die deutsche Nation seinen Landsleuten vor, dem Deutschen klinge römischer Laut edler, römische Sitte scheine ihm feiner, dagegen die deutsche gemein, sein größter Triumph sei, wenn man ihn nicht für einen Deutschen, sondern etwa für einen Engländer oder Spanier halte, je nachdem nun einer von diesen gerade am meisten Mode sei.“ Auch unser großer Reichskanzler, Fürst Bismarck, hat sich zu wiederholten Malen mit bitteren Worten über diese Auslandsucht der Deutschen beklagt, über die einzig dastehende Fähigkeit der Deutschen, in die Haut eines anderen, besonders eines Ausländers zu fahren. Wie häufig hört man die Klage, daß der Deutsche im Auslande seine Sprache und sein Volkstum bald aufgibt, daß er seinem ehrlichen deutschen Namen eine englische oder französische, ja sogar magyarische oder tschechische Form giebt. Wer diesem Erbfehler der Deutschen, der Ausländerei, fröhnt, dem ist es einerlei, wie seine Sprache behandelt wird: es ist ja nur Deutsch! Umgekehrt wer Gefühl für sein Volk hat, wer darauf stolz ist, ein Deutscher zu sein, der wird auch seine Sprache lieben, seine Muttersprache, wie es so sinnig heißt, die er von den Lippen der treuen Mutter gelernt hat, die sich mit den heiligsten Erinnerungen seiner Jugend verwebt, in welcher die großen Denker und Dichter seines Volkes zu ihm sprechen. Ja die Muttersprache ist ein herrliches, heiliges nationales Gut. Mehr als Bodenbeschaffenheit und Körperbau, mehr als Sitten und Gebräuche scheidet die Sprache die Völker von einander. Und anderseits hält wiederum nichts die Angehörigen desselben Stammes so innig zusammen wie die Sprache. Was hat Deutschland in früheren trüben Zeiten geeinigt trotz aller Fesselnheit? Was verbindet noch jetzt die Deutschen außerhalb des Reiches, ja außerhalb Europas mit dem Mutterlande? Vor allem die gleiche Sprache. „Ein geistigeres und innigeres Element des Lebens als die Sprache hat ein Volk nicht,“ sagt Arndt: „will also ein Volk nicht verlieren, wodurch es Volk ist, will es seine Art mit allen seinen Eigentümlichkeiten bewahren, so hat es auf nichts so sehr zu wachen, als daß ihm seine Sprache nicht verdorben und zerstört werde.“

In der That lehrt die Geschichte unserer Sprache auf das deutlichste, daß Vaterlandsliebe und Begeisterung für die Muttersprache Hand in Hand gehen, daß in den Zeiten nationalen Aufschwungs der Eifer für die Sprache wächst, in den Zeiten der Abspannung und der Ohnmacht dagegen ermattet. „Der

Krieg gegen die Fremdwörter ist ein Symptom des erstarkenden Nationalgefühls“ — so äußert sich Scherer in dem oben erwähnten Aufsätze in den Preussischen Jahrbüchern, und Scherer war kein Sprachreiniger. Ja sogar Karl Hillebrand, der Verteidiger der Fremdwörter, der selbst in übertriebener Weise fremde Ausdrücke unter das Deutsche mischt, thut den Ausspruch: „Wer das nationale Sprachgefühl so sehr verloren hat, daß er unterschiedslos ein Fremdwort für ein deutsches Wort setzt, der vergeht sich schwer am Nationalgeist“ \*).

Wenn Kümelins Gewissen durch den Gebrauch von Fremdwörtern nicht stärker belastet wird als durch den Genuß ausländischer Erzeugnisse, so hat er das mit seinem Gewissen auszumachen; uns geht das nichts an. Wir meinen, daß der Kampf gegen das Fremdwörterunwesen nicht nur eine Frage des guten Geschmacks ist, nicht nur eine Pflicht gegen unsere reiche, bildungsfähige, schöne Sprache, daß durch Vermeidung von Fremdwörtern nicht nur der Wohlklang, die Klarheit, die Sprachrichtigkeit und die Verständlichkeit unserer Rede gefördert wird, sondern daß auch durch die Bekämpfung des alten Erbübels der Ausländerei, durch die liebevolle Pflege der Muttersprache der nationale Sinn in unserem Volke gehoben und gekräftigt wird.

Unter dem frischen Eindrücke der Freiheitskriege im Jahre 1814 schrieb ein deutscher Mann, welcher ein warmes Herz für sein Volk hatte, Friedrich Heinsius, in dem deutschen Hausschatze folgende Worte, die man nicht ohne ein Gefühl der Rührung lesen kann: „In dieser Verachtung und Knechtschaft der Sprache ist der größte Teil des jetzigen Geschlechts der Deutschen aufgewachsen und büßt nun die Schuld der Väter wie die eigene um so härter, da sie als eingewurzelttes Übel, gleich der Erbsünde, auf Kind und Kindeskind fortzugehen droht. Jetzt oder nie dürfen wir hoffen, dieses gemeine Übel mit Erfolg zu bekämpfen, da das Ehrgefühl des Volkes sich mit seiner Streitkraft erhoben und die Gesinnung desselben den Stempel der Deutschheit wieder gewonnen hat. Diese Wiedergeburt der edlen Volksnatur wird es nicht zugeben, daß die deutsche Sprache noch länger entstellt und verkrüppelt, in Reichthum und Überfluß kargend und mit fremdem Flitterstaub sich deckend, unter einem kräftigen, tapferen, gelehrigen, in Kunst, Wissenschaft und Gewerbe gebildeten Volke verachtet und krankhaft einhereschleiche. Die Stimme der Ehre wird stärker sein als die träge Gewohnheit, die hartgezüchtigte Vorliebe für das Fremde wird gebührend zurücktreten vor der lohnenden Liebe zu dem Einheimischen, und der deutsch gesinnte Deutsche wird wieder seine gesunde Sprache erringen, wie er seine Freiheit errungen hat.“

Was Heinsius und mit ihm viele der Edelsten unseres Volkes damals hofften, ist nicht in Erfüllung gegangen. Auf das herrliche Morgenrot der

\*) K. Hillebrand, Wälsches und Deutsches, S. 348. Über seine Vorliebe für Fremdwörter vergl. mein Fremdwörterunwesen, S. 62—64.

Freiheitskriege folgte ein trüber, dumpfer Tag, die traurige Zeit des Rückschrittes, der staatlichen Zerrissenheit und Ohnmacht. Aber was jene Männer damals vergebens ersehnten, das kann, das wird hoffentlich unsere Zeit bringen. Deutschlands Stern ist in hellem Glanze emporgestiegen; der Traum unserer Jugendjahre ist zur Wirklichkeit geworden, das deutsche Reich ist wieder erstanden, hehrer und mächtiger denn je; der deutsche Geist liegt nicht mehr in den Fesseln Frankreichs, unser Volk fängt an, Stolz auf sein Volkstum zu empfinden. So dürfen wir wohl hoffen, daß auch unsere Muttersprache bald die Spuren der alten Geistesknechtschaft abschütteln wird. Hoherfreuliche Anfänge zur Besserung sind gemacht; aber noch ist viel zu thun. Der Kampf für die Ehre der Muttersprache wird nicht in raschem Siegeslauf auf blutiger Walsstatt entschieden, hier heißt es unermüdlich kämpfen, unablässig mahnen und warnen, anregen und belehren, strafen und spotten, bis der alte böse Feind der Ausländerei und Fremdwörterei darniederliegt. Der Sprachverein hat diesen guten Kampf auf seine Fahne geschrieben; er wendet sich an alle Deutschen, welche ihre Muttersprache und ihr Volkstum lieben. Jeder unter uns, welches Standes und Alters er sei, Männer und Frauen, Jünglinge und Jungfrauen, alle, alle sollen kampfesfreudig mit uns eintreten für die Rechte unserer allzulange vernachlässigten und gemißhandelten teuren Muttersprache; wer dies thut, der erfüllt — trotz Delbrück und Rümelin — eine nationale Pflicht.

---

Freiheitskriege  
 schrittes, der sta  
 damals vergeber  
 Deutschlands St  
 Jugendjahre ist  
 standen, hehrer  
 den fesseln Fran  
 pfinden. So dü  
 Spuren der alte  
 zur Besserung si  
 Ehre der Mutte  
 entschieden, hier  
 anregen und bele  
 länderei und fre  
 Kampf auf seine  
 ihre Muttersprach  
 und Alters er sei  
 sollen kampfesfre  
 nachlässigten und  
 — trotz Delbrück



traurige Zeit des Rück-  
 Aber was jene Männer  
 ch unsere Zeit bringen.  
 gen; der Traum unserer  
 sche Reich ist wieder er-  
 Geist liegt nicht mehr in  
 auf sein Volkstum zu emp-  
 e Muttersprache bald die  
 Hoherfreuliche Anfänge  
 n. Der Kampf für die  
 auf auf blutiger Walstatt  
 ig mahnen und warnen,  
 te böse Feind der Aus-  
 berein hat diesen guten  
 alle Deutschen, welche  
 er uns, welches Standes  
 Jungfrauen, alle, alle  
 unserer allzulange ver-  
 er dies thut, der erfüllt  
 Licht.

